Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S: Petri
Præp: et S: Maurit: Dec: A.V.

Phil
2522

f B

D 16 1/8

Moses Mendelssohns kleine philosophische Schriften.

Mit einer Skizze seines Lebens und Charakters

von

D. Jenisch,

Prediger an der Marienkirche.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Berlin, 1789.
bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

Vorbericht.

Vor dreißig und mehrern Jahren, erhielt ich von meinem verewigten Freunde Moses Mendelssohn nachstehende kleine größtentheils satyrische und launigte Aufsätze, als Beiträge zu einigen periodischen Blättern, an deren Herausgabe ich damals Theil nahm.

Itzt sind diese Zeitschriften, wie so viele Ephemeen des Tages, schon längst in

Vergessenheit begraben worden, und ich darf also mehr auf den Dank des Publikums und der Freunde Mendelsohns rechnen, daß Ich ihnen hier diese kleinen unterhaltenden Aufsätze, die Früchte einiger heitern Stunden seiner besten Lebensjahre, übergeben, da sie sonst wahrscheinlicher Weise gänzlich wären vergessen worden.

Berlin,

den 23ten Sept. 1789.

Joh. Georg Müchler.

Inhalt.

Seite

Skizze von dem Leben und Charakter Moses Mendelssohns ... 3

Anweisung wie junge Leute die alten und neuen Dichter lesen müssen ... 65

Vermischte Gedanken ... 87

Betrachtung über die Ungleichheit und Geselligkeit der Menschen ... 99

Brief der Cenie, über die Furcht vor dem Mai ... 127

Seite

Schreiben eines eifersüchtigen Ehemanns, nebst der Antwort . . 137

Sokrates Gespräch mit dem Euthydemus über Gottesfurcht und Gerechtigkeit . 149

Elegie an die Burg Zion gerichtet 155

Rabbi Judaja Hapnini Badraschi Prüfung der Welt. . . 163

Abhandlung von der Unkörperlichkeit der menschlichen Seele . . 171

Gedichte . . . 231

Skizze

Skizze

von

dem Leben und Charakter Mendelsohns.

Ein schönes Menschenleben beschreiben, heißt eine Lobschrift auf die Menschheit schreiben: und eine solche Lobschrift wird der Menschheit fehlen, so lange Herr Engel ihr nicht die seinen Versprechen gemäs Lebensbeschreibung eines Mendelsohn *) liefert.

So oft eine große und edle Seele unter den Menschen erscheint, so verdient es wohl, daß

*) Alles, was Thatsache in dieser Skizze ist, und so manchen andern charakteristischen Zug verdankt der Verfasser der gütigen Mittheilung des Herrn Euchel, Mitverfassers der bekannten und sehr geschäzten jüdischen Monatschrift, der Sammler, der zum Behuf seiner Nation in Ebräischer Sprache das Leben Mendelsohns beschrieben: ein Werk, welches seinem Zweck, gewisse Gefühle in einer so erstorbenen, oder vielmehr niedergedrückten Nation, als die jüdische ist, zu erwecken, durchaus entspricht, und, bei einiger Umarbeitung, auch dem teutschen Publikum vorgelegt zu werden verdiente.
Anm. d. Verf.

man das Auge der Menschen auf dieselbe zu heften suche: und selbst eine kleine und geringfügige Hand, die es wagt, von einer solchen Seele gleichsam einen Abguß zu machen, kann dadurch ein verdienstliches Werk thun.

Bis also jene große Meisterhand den Mann in Lebensgröße mahlen wird, begnüge man sich mit dieser Skizze.

Das Leben eines Menschen beschreiben, sollte man glauben, heiße, erklären, wie sein Geist ward, wie dieser in den Körper, der Körper in diesen wirkte, wie der eine und der andere durch äußere Umstände bestimmt ward, warum er die Dinge so und nicht anders ansahe, warum diese Leidenschaften in ihm herrschten, jene beherrscht wurden, und andere schwiegen.

Allein das Innere des Menschen ist für uns, wie das Innere der Natur: wir sind von beiden gleich oberflächliche Zuschauer, wir sehen aber nur daseyn, nichts werden. Alles, was wir Ursache oder Wirkung nennen, hat immer einen noch tiefern Grund, auf den wir wohl hinra-

then, hindeuten, können, den wir aber zu erreichen verzweifeln müssen. Bei der Materie können wir, um diesem letzten Grunde wenigstens nachzuspähen, zu der Zusammenstellung des Gleichartigen, der Gegeneinanderstellung des Verschiedenen, dem anatomischen Messer, und andern Versuchen Zuflucht nehmen: aber bei dem Geist, diesem sichtbaren in dem unsichtbaren, diesem unsichtbaren in dem sichtbaren, was bleibt uns da übrig? Hier wurzelt gleichsam alles von innen, geht von da hervor, und endet da wieder hinein: er bestimmt sich eben so sehr selbst, als er bestimmt wird, und selbst, wo er bestimmt wird, ertheilt er diesen äußern Bestimmungen, eine ihm eigene Modification, und unterwirft die Wirkung gleichsam seinem Willen. Die wichtigste Begebenheit geht ihn oft wie ein kalter Donnerschlag ohne Wirkung vorüber: wenn eine dunkle Idee, ein Wort, ein Tonlaut, ihm den Stoff zu den wichtigsten Entwickelungen darreichen.

Ich weiß, es giebt Biographien, wo man versucht, den Menschen, wenn ich mich so aus-

drücken soll, aus den Thatsachen seines Lebens zu erklären: allein ein solcher Biograph wird selbst, wenn es ihm am besten gelänge, sich wenigstens gefallen lassen müssen, daß der, dessen Leben er so beschreibt, mit eben den Empfindungen seine Biogrophie lese, mit welchen der Kaiser Karl der fünfte die Geschichte seiner Regierung von dem berühmten Sleidan gelesen zu haben scheint, die er sich von seinem Bibliothekar immer mit den Worten reichen lies: „Geb't mir meinen Lügner her."

Der Verfasser dieser Skizze hat es sich daher vorgesezt, mehr erzählender Geschichtschreiber, als raisonnirender Philosoph, zu seyn: selbst in dem thatenvollen Leben eines Friedrichs würde er das lezte nur sehr furchtsam seyn: aber in dem Leben eines Weltweisen, dessen Bildungsgeschichte gewöhnlich die Geschichte seiner Lectüre, dem seine Stube mit dem Bücherschrank die Welt und einige auserlesene Freunde, die Menschen in dieser Welt sind, glaubt er das erste mit so viel mehr Recht seyn zu müssen.

Mendelsohn war im September 1729 zu Dessau gebohren, wo sein Vater, Mendel Sopher, ein Schulmeister war: — ein armseliges Aemtchen, welches aber den Vater nicht verhinderte, seinem Sohn nach seiner Art eine gute Erziehung zu geben, das heißt ihn im Thalmud unterrichten zu lassen. Mendelsohn pflegte zu erzählen, sein Vater hätte ihn als einen kleinen Knaben, im strengsten Winter in einen Pelz eingehüllt, nach der Schule getragen. Auch Luther rühmte von seinem Vater, daß er ihn auf seinen eigenen Armen in die Schule getragen: man möchte sagen, der Luther der Juden (denn was war Mendelsohn für diese Nation anders als der Fakkelträger der Aufklärung?) und der Luther der Protestanten, sind zu dem großen Geschäfte, wozu sie beide von der Vorsehung bestimmt waren, von ihren Vätern eingeweiht worden.

Dem Geist des Mendelsohn wird sein erster Unterricht eben so wenig Bildung gewesen seyn, als er uns gewöhnlich ist, die wir nach der alten Erziehungsform gemodelt worden: statt

der jungen Seele Gängelband zu seyn, wird der Unterricht ihr Fessel: statt den Ideengang der Denkerin fortzuleiten, dringt er ihr neue, halbverstandene, halb mißverstandene, jenseits ihres gegenwärtigen und vielleicht ihres jedesmaligen Gesichtskreises liegende Begriffe der Theologie auf (denn davon fingen ja unsere Schulen bisher nur an) statt sie selbst ihre eigene Ideen entwickeln zu lassen, pfropft man ihr gleichsam mit gewaltsamer Hand fremde ein, und erstickt den Keim in seiner ersten Aeußerung. Unsere Erzieher sehen die Seele gewöhnlich als ein Gefäß an, welches desto besser ist, je voller es ist: und sie ist doch ein Keim, der in seiner Natur um so viel vortrefflicher ist, je mehr er sich selbst entwickelt. Daher denn den Händen des Erziehers übergeben werden, gewöhnlich so viel heißt, als den Händen der Natur entrissen werden. Gleich der

rudis indigestaque moles

des alten Chaos, liegen die Eindrücke des ersten Unterrichts in dem Hintergrunde unserer Seele,

und wenn hier oder dort ein Lichtfunke daraus in sie fiel, so ists in dem Verhältniß gegen die ganze Masse, wie ein Goldstäubchen gegen einen Sandberg.

Nächst dem Talmud waren für Mendelsohn, wie für jeden Juden, die sogenannten Schriften des alten Testaments, die erste Quelle des Unterrichts. Man muß es gestehen: diese ehrwürdige Sammlung von antiken Nationalstücken, deren sich doch keine der jetztlebenden Nazionen außer den Juden rühmen kann, könnte, da sie eben so wichtig für die Geschichte als für den Geschmack dieses Urvolks ist, demselben eben das seyn, was die Iliade den Griechen war; wofern das Studium derselben bei ihnen gehörig betrieben würde, oder wofern der darin herrschende Geist mit ihrer gegenwärtigen Lage oder der Stimmung des Jahrhunderts nicht so unerträglich wäre: aber man denke sich einen jüdischen Jüngling mit den Hochgefühlen der Gesänge eines Moses, einer Debora, eines Davids in der Brust, und — einen Korb mit Bändern am Arm,

durch deren Verkauf er sich vor dem Hunger-tod schützen muß.

Jene große Manier des Orientalers, alle Dinge unmittelbar auf Gott zu beziehen, die in den historischen sowohl als in den poetischen Stücken jenes jüdischen Nationalbuchs herrscht, weckte ohne Zweifel sehr früh, in der Seele des jungen Mendelsohn das lebendige Gefühl der großen Wahrheiten der natürlichen Religion, welches sich, durch einen sehr erklärlichen Gang seiner Bildung, nach und nach zum Platonismus verfeinerte: vielleicht hatten jene so früh empfangene lebendige Eindrücke nicht geringen Antheil an dem Dogmatismus, dem er, troz aller Umwandlungen der Philosophie treu blieb: einiges davon kommt gewis auf ihre Rechnung, denn lebhaftes Gefühl und Ueberzeugung aus Gründen, würken gewöhnlich mit gleicher Stärke auf die Seele.

Die poetischen Schriften der Bibel verfehlen durch ihre starken und tieftreffenden Gemählde ihres Eindrucks auf junge Gemüther fast nie: man weiß es, wie viel Spuren die Miltone, die Klop-

stocke davon tragen, und wie ihr Genie an demselben gewissermaßen angeglüht zu seyn scheint: besonders aber haben die Psalmen durch die großen und lebendigen Naturgemählde, durch die hirtlichen Scenen, durch den jetzt sanften elegischen, jetzt feierlichen und schwungvollen Ton, selbst für weniger empfängliche Gemüther einen unwiderstehlichen Reiz.

Konnte eine Seele, in welcher die Briefe über die Empfindungen lagen, so zart, so weich, so geschaffen für jede Empfindung der Schönheit, von allem diesem ungerührt bleiben? Sie konnte es nicht. Wir wissen es, daß Mendelsohn in seinem zehnten Jahre einige feine hebräische Gedichte schrieb.

Man sage, was man will, Einbildungskraft die Mutter alles Genies, so wie lebhaftes Schnellgefühl jeder Gattung seine ersten Kraftäußerungen. Man unterscheidet mit Recht den Dichter von dem Kritiker, aber der Kritiker ist gewißermaßen nur so viel Kritiker, als er Dichter ist, und der Philosoph kann mit seinem Scharf-

sinn die Ideen nicht eher trennen, als bis sie ihm die Einbildungskraft in einem lebendigen Contraste gepaart hat. Noch war fast kein Philosoph, der nicht wenigstens die Dichter liebte*).

Allein so wie Plato seine Gedichte verbrannte, nachdem er den Sokrates gehört, so auch Mendelsohn. Minerva entriß den einen und den andern dem Schoos einer weicheren Göttin. Die Vorliebe zu der Untersuchung muß sich bei dem ächten philosophischen Genie nur zu bald einstellen, und sein feinerer Geschmack es lehren, daß hohe Dichtung und tiefe Empfindung mit dem Geist der Untersuchung, wenn nicht durch ihre Natur, so wenigstens in ihren Aeußerungen, unverträglich sind.

Um die Zeit, als Mendelsohns Seele mit diesen Gefühlen sich nährte, fiel ihm das so bekannte und berühmte Ebräische Werk More Nebuchim (Führer der Irrenden) des ersten Scholastikers, oder um ihn mit einem würdigern Namen zu nennen, Philosophen der Juden, Maimonides, in die Hände.

*) P. Mallebranche verachtete die Dichter: und erhebt sich in seinem Stil nicht selten bis zum poetischen. Anm. d. Verf.

Ich darf dem Leser nur sagen, daß dies Hauptwerk der neuern Ebräischen Litteratur die Begriffe von Gott, von Geist, von Unsterblichkeit der Seelen und fast alle übrigen Gegenstände der natürlichen Religion und der Moral behandelt, und als Commentar der Bibel betrachtet, die Metaphysik der Bibel ist, — und er wird von selbst urtheilen, daß Gegenstände dieser Art jetzt mit dem Scharfsinn eines Aristoteles, jetzt mit dem Schwunge eines Plato behandelt, (denn so philosophirt Maimonides, wenn er gleich mehr von dem erstern hat) auf den keimenden Geist unsers Weltweisen einfließen musten. Was ihn die Bibel fühlen gelehrt, lernte er hier in Begriffe auflösen: was dort seiner Einbildungskraft überliefert war, hier mit dem Verstande bearbeiten und prüfen. Werke, die mit der eigenthümlichen Geistesstimmung eines Menschen einklingend sind, und die ihm früh in die Hände fallen, sind gleichsam die Erde, die sich um die keimende Pflanze anschließt — von ihr entlehnt diese Saft, Farbe,

Geruch und Geschmack. Mendelsohn pflegte selbst das Werk des Maimonides die Quelle seiner Philosophie zu nennen, und von dem übertriebenen Fleiß und der heißhungrigen Wißgier, womit er dasselbe noch in so frühem Alter studierte, einen großen Theil der Kränklichkeit abzuleiten, die die unzertrennliche Gefährtin seines Körpers war.

[1743.] Unter solchen Beschäftigungen hatte Mendelsohn sein vierzehntes Jahr zurückgelegt, als Rabbi Fränkel, sein Lehrer im Talmud, ihn mit sich nach Berlin nahm, wohin derselbe, nachdem er sich durch einen Commentar über den hierosolymitanischen Talmud in seiner Nation bekannt gemacht hatte, als Oberlandrabinergerufen ward.

So ging denn also unser junge Weltweise, dem Schooß der Eltern entrissen, in die weite Welt hinein. — Wüste vor ihm, Wüste hinter ihm — ein Schicksal so manches edlen Jünglings: Jude, und arm — was blieb ihm übrig, als die Wahl zwischen niedrigen Kleinhandel oder Verhungern? Denn so wollten es bis dahin die weisen Gesezze der erleuchteten Europäer.

Er kam also nach Berlin, ohne zu wissen, wo er die erste Mahlzeit hernehmen würde. R. Chaim Bamberger, ein jüdischer Gelehrter und wohlthätiger Mann gab ihm auf Empfehlung des Rabbi Fränkel einige Mal in der Woche Freitisch, und zugleich freie Wohnung in seinem Hause. Nun hatte unser philosophische Pilger wenigstens einen Winkel, um seinen Wanderstab hinzustellen — unterdes fuhr er fort, die Philosophie nach Maimon, Abbe, Candia zu studiren. Aber wie kümmerlich muste er hier leben; er pflegte selbst zu erzählen, daß er sich viele Tage hindurch vom trockenen Brod ernährt, wozu er sich einige Groschen mit Abschreiben verdiente: das Brod, was er sich kaufte, bezeichnete er mit Einschnitten, um nach dem Verhältniß seiner Casse damit auszukommen.

So wie nach der schönen Dichtung des Plato die Liebe aus der Begattung der Armuth und des Ueberflusses erzeugt ward: so, möchte man sagen, bilden sich auch gewöhnlich große und feine Seelen aus der Armseligkeit der äußerlichen Glücksum-

stände und aus dem Reichthume des Genies. Der Gelehrte, das heißt, der Mensch, der bloß für die Wissenschaften lebt, ist in dem Garten der Natur eine unnatürliche Pflanze, die, wie sie es in so vieler Rücksicht unverkennbar deutlich erklärt hat, den Menschen zum praktischen Leben bestimmte: und es scheint daher auch, daß diese unnatürliche Pflanze nur durch Zwang gezogen werden könne. Die Reitze des gesellschaftlichen Lebens, zu denen Reichthum und Wohlstand uns einladen, sind für jeden feurigen Jüngling beinahe zu unwiderstehlich, als daß er, wenn er sie früher kennen gelernet, sie für den traurigen Zwang und die verlassene Einsamkeit des Denkens aufopfern sollte. Allein dieser so natürlichen Neigung des Menschen zu den Vergnügungen der Gesellschaft und zu jeder Art des Lebensgenusses, die der Ausbildung des Genies, und den Aeußerungen seiner Selbstthätigkeit geradezu entgegen ist, entzieht die Armuth alle Nahrung: sie führt den Menschen in sich selbst zurück, — drängt alle seine Empfindun-

gen, alle seine Gedanken in ihn zusammen, giebt jenen mehr Energie, diesen mehr Tiefe, belebt und spannt die Einbildungskraft, giebt dem Bemerkungsgeist eine gewisse Feinheit und Schärfe, — und bildet durch dies alles jenen Charakter des Genies, Originalität. Vorzüglich aber gewöhnt sie durch die Einförmigkeit, zu welcher sie den Menschen zwingt, den Geist zu einer gewissen Standhaftigkeit, die sich bei dem Gelehrten durch eine gewisse Stättigkeit und Beharrung auf Einem Punkt, Einem Gegenstand, äußert, und die allein den Werken des Scharfsinns Tiefe, und den Werken des Genies, Correktheit und Classifizité geben kann: aber selten pflegt diese Charakter der Spätlinge unter den Gelehrten zu seyn, sondern sie muß wie eine frühe Falte dem Geist eingedrückt werden, ehe derselbe noch die der Lebhaftigkeit unserer Natur mehr angemessene Vergnügungen der Zerstreuung empfunden.

Wir zählen unter den großen Geistern der Jahrhunderte gewis auch die Baco's und die Montesquieux, die freilich ihr Brod nie mit Ein-

schnitten bezeichnen dürften: aber um zu werden, was sie wurden, musten sie sich, wenigstens auf ganze Abschnitte ihres Lebens, in jene Einsamkeit zurückziehen, wozu die Armuth die andern zwang.

Sprachen sind bis dahin noch immer die Hülle der Weisheit; durch sie muß man sich zu dieser, hinarbeiten, und gesetzt, das Sprachstudium wäre zu unsern Zeiten nicht mehr in dem Grade nöthig, wie vor etwa 50 Jahren, so würden die Meisterstücke des Geschmacks der Griechen und der Römer es immer verdienen, daß die Sprachen, in denen sie geschrieben sind, studirt würden: da alle neuere Sprachen mit diesen alten so ungleichartig sind, und eine Uebersetzung aus einer alten Sprache in eine neuere, weit mehr, als aus einer neuern in eine neuere, nur das in Noten gesetzte Conzert ist, dessen lebendige Harmonie das Original selbst nur, in Ohr und Seele tönen läßt.

Mendelsohn mußte das Studium der lateinischen Sprache vorzüglich, zu seinen Zwecken so viel unentbehrlicher finden, da zu der Zeit sei-

ner Bildung die Philosophie nur selten anders, als in diesem fremden Gewande auftrat. Ein gewisser Dr. Kisch aus Prag, der in Berlin Medizin studirte, gab ihm einigen Unterricht in den Anfangsgründen dieser Sprache. Kaum hatte er diese gefaßt, als er sich an den Locke de intellectu humano wagte, den er, wie er selbst zu erzählen pflegte, auf die mühsamste Art las, indem er erst in dem Wörterbuch jedes einzelne Wort aufsuchte, dann sie nach der wahrscheinlichen Construktion zusammensetzte; und endlich den ganzen Zusammenhang einer Periode herausbrachte.

Την αρετην ιδρωτα θεοι προπεροιθεν εθηκαν.

Vor die Thüre der Weisheit stellten die Götter den Schweis hin.

möchte man hier mit dem alten Hesiod ausrufen. Allmählig arbeitete er sich dann bis zu der Lektüre der Classiker hinauf, von denen er wenigstens die vornehmsten mit allem ihm eigenthümlichen philosophischen Scharfsinn und ästhetisch-critischen Geschmack studirt zu haben scheint, wie

das die häufigen und oft sehr feinen Citationen derselben in seinen critischen Abhandlungen beweisen.

Unter den neuern Sprachen, die zu unserer Zeit einem Gelehrten beinahe eben so unentbehrlich geworden, als die griechische und die römische, verstand er die französische, englische und italienische und hatte die classischen Meisterstücke der schönen und der philosophischen Litteratur dieser berühmtesten Nationen Europens gelesen.

Unter allen philosophischen Schriftstellern der neuern Zeit scheint Schaftesbury auf unsern Weltweisen am meisten gewirkt zu haben, von dem er auch die Einkleidung seiner Briefe über die Empfindung entlehnte. Und was konnte die Seele eines Mendelsohns tiefer rühren, als die erhabene Sittenlehre, und der beredte Eifer des großen Engländers für die reine Religion der Vernunft. Ueberdem sollte es mir nicht schwer fallen, zu beweisen, daß Schaftesbury die Quelle aller Philosophie, Moral und vielleicht auch Aesthetik der neuern Zeiten ist.

Einen neuen Schwung erhielt sein philosophisches Genie durch das Studium der Mathematik; da er durch R. Israel Moses die ersten 6 Bücher des Euklides, welche dieser ins Ebraische übersetzt hatte, kennen lernte. Der Geist der Gründlichkeit und der Tiefe, der allen Schriften Mendelsohns durchgängig eigen ist, war gewis mit eine Folge seines Studiums der Mathematik, welche er nach so vielen Beispielen, die wir davon in seinen philosophischen Abhandlungen finden, bis zu einer Tiefe bearbeitet zu haben scheint, auf welche unsere neuern h i s t o r i s c h e n Philosophen, von denen einer der berühmtesten uns eine Logik mit Exklamazionen, und eine Metaphysik mit Fragen geliefert hat, nicht einmal Anspruch machen wollen. Allein, wenn das Zurückführen der Begriffe auf den größtmöglichsten Grad der Deutlichkeit wesentlicher Charakter eines spekulativen Philosophen ist, so kann über eine Schule der spekulativen Philosophie wohl mit dem größten Recht gesetzt werden: ουδεις αγεομετρης εισιτω. Scharfsinn in einzel-

nen Fällen, ist Gabe der Natur: aber den Geist der Methode, der Ordnung und der Deutlichkeit entwickelt und födert nichts so sehr, als Studium der Lichtschöpferin, Mathematik.

So lebte Mendelsohn der Weisheit und der Wissenschaft, ohne andere Aufmunterung, als die er aus sich selbst schöpfte, selbst ohne gewissen Unterhalt: bis ein reicher Seidenfabrikant seiner Nation, Bernard, ihn als Erzieher seiner Kinder in sein Haus aufnahm, und da er auch die bei Gelehrten seltnen Talente des Schönschreibens, Rechnens, und Buchhaltens bei ihm fand, ihn nach und nach zum Inspektor, dann zum Direktor, und endlich zum Mitgliede seiner Fabrike machte.

Ich möchte das eben angeführte wohl so manchen unserer heutigen Genies ins Ohr sagen, welche die eigensinnigste unbiegsamste Laune zu dem Charakter des Genies machen, und nach denen alles, was nicht unmittelbarer Gegenstand der genialischen Kraftäußerung ist, das Genie tödtet. Mich dünkt durch die Worte, „Men-

„delsohn war Schönschreiber und Buchhalter"
sind sie gnug widerlegt. Der große Theil an dem Menschen (man verstatte mir den Ausdruck) ist immer nur klein; die Natur, war selbst da, wo sie mit reichlicher Hand Gaben des Geistes ausspendete, immer noch sparsam: und in dem größten, umfassendsten Geiste ließ sie noch Raum genug zur Ausbildung für die Alltäglichkeiten des Lebens, wodurch derselbe sich so oft erst Boden und Wirkungskreis in der Welt verschaffen kann.

[1743.] So wie ein Mensch, der von Natur eine laute Stimme hat, auch stark sprechen wird, eben so wird auch das Gefühl der Ueberlegenheit der Geisteskräfte nie ermangeln, sich zu äußern. Die Wissenschaften, sagt Cicero, haben etwas gebieterisches, (habent litterae aliquid imperiosius) der Mann von Genie und Kraft wird immer streben, sich als einen solchen zu zeigen. Ein solcher Ehrgeiz ist Ehrgeiz der Natur, ist gerechtes Selbstgefühl: es ist der Stoß, den die

Natur uns mit eigner Hand zur Bewegung unsrer Kräfte mitgetheilt.

Waren es diese Gründe allein, oder waren es noch andere, oder war es beides zusammen, immer war es sehr natürlich, daß Mendelsohn bei einem Blick auf die niedrige Stufe der Aufklärung, auf welcher er seine Nazion sahe, für dieſſelbige etwas zu thun strebte. Er hatte einen Freund, Tobias Bock; mit diesem entschloß er sich gemeinschaftlich eine hebräische periodische Schrift herauszugeben. Denn es ist gewis, daß wenn Aufklärung unter einzelnen Menschen, oder in einem kleinern Zirkel von Menschen, zu aller Zeit und an allen Orten statt fand, der Geist der Aufklärung, der als Geist unseres Jahrhunderts gerühmt werden kann, erst mit den Wochenblättern und den andern periodischen Zeitschriften begann, in denen das tiefe allgemein faßlich, das ernsthafte angenehm, und das nüzliche als zugleich vergnügend dargestellt und so in viele Geister über sehr wichtige Gegenstände ein Lichtfunke hinein gespielt ward;

denen die Wahrheit in der ernstere Gestalt auf immer würde fremde geblieben seyn. Diese hebräische Wochenschrift führte den Titel Kohelet Mußor (der moralische Prediger) allein kaum waren drei Blätter davon heraus, als die Rabbiner — diese Orthodoxen der jüdischen Kirche in dem ganzen Sinne des Worts, darüber zu toben anfingen. Das Geschrei ward so laut, daß der bescheidene Weise sich zurückzog — und die Schrift hörte auf.

[1744.] Nunmehr kommen wir an eine Epoche des Lebens unseres Weisen, die gewis eine Epoche des Genies, des Geschmacks und des Herzens für ihn gewesen ist, — und das ist seine Freundschaft mit Lessing, Abbt und Nikolai, vorzüglich mit den beiden ersteren. Freundschaft zwischen Gelehrten ist wohl selten etwas anders, als Freundschaft des Kopfs. Aber, wenn, wie hier, Idee an Idee anglüht, Herz an Herz sich erwärmt, Zweifel über Wahrheit erörtert, eigene Gedanken geprüft, eigene Werke critisirt werden, und so Wahrheit

Schönheit und Herzensgüte die Freundinnen dieser Freunde sind: dann nenne man es nicht Freundschaft der Gelehrten, sondern Freundschaft der Weisen. Der Geist der Correktheit und der Vollendung, den Lessing und Mendelsohn allen ihren Werken eingedrückt haben, und den Abbt, welchen sein aufkochendes Jugendfeuer bisweilen von dem Wege der Wahrheit und des Geschmacks seitab riß, den seinigen zu geben gewiß nicht unterlassen haben würde: dieser Geist war gewis eine Folge jenes gegenseitigen Befragens und Berathens, — die meisterhaftesten Werke der alten und neuern Schriftsteller, entstanden bloß auf diese Art. Denn bei aller Stärke und Umfassung, die ein menschlicher Geist haben kann, scheint doch die Kunst, allen zu gefallen, das schwerste zu seyn: und das Urtheil der mehreren darin allemal richtiger zu seyn, als das Urtheil des Einzelnen.

Die Abbtische Correspondenz, welche das Denkmal einer ächtphilosophischen Freundschaft der Nachwelt geheiligt, verdient in der That den

trefflichsten Briefen der Philosophen des Alterthums an die Seite gesetzt zu werden: die tiefsten Untersuchungen wechseln darin mit den traulichsten Herzensergießungen: häusliche Angelegenheiten mit den erhabensten Spekulationen: aber den Charakter der Herzlichkeit und des innigen Interesse hat keiner seinen Briefen so einzudrücken gewußt, als Mendelsohn, dem er auch unter allen am meisten eigenthümlich war.

Ueberhaupt unterscheidet unsern Weltweisen nichts so sehr, als einige gewisse Herzlichkeit und innige Traulichkeit des Charakters: es sind nur wenige unter seinen Schriften, in denen er nicht irgend einen seiner Freunde namentlich nennt, oder auf irgend eine Weise das Lob der Freundschaft macht. In der Vorrede zu dem Phaedon, und zu der Psalmenübersetzung, in dem Schluß der Morgenstunden, in seiner letzten Schrift an die Freunde Lessings — findet man wahre Seufzer für und um Freundschaft: und eben diese Zärtlichkeit, diese süße

Weiblichkeit der Empfindung, (man verzeihe mir den Ausdruck) wuste er bis in die feinsten Untersuchungen der spekulativen Philosophie hinüber zu tragen, und dadurch allen seinen Schriften einen gewissen unnachahmlichen Schmelz zu geben, wodurch er die Seele für alles, womit er sie beschäftigt, auf die leiseste, aber immer unfehlbarste Art, von der Seite des Herzens faßt. Alles scheint bei ihm aus überzeugter Seele, und aus vollem Herzen herzufließen: allenthalben sieht man seinen Geist durch sein Herz, sein Herz durch seinen Geist hindurch schimmern, und das eine durch das andere sich nur desto mehr verklären. Dieser Zug seiner Seele muste ihm nothwendig von der Natur eingedrückt seyn: aber wenn man bei einem Rückblick in seine Lebensgeschichte sich erinnert, wie er freund- und freudenlos in die weite Welt hineingeworfen, unter Juden und Christen Freunde fand, denen er sich, die sich ihm anschloßen, und so innig anschlossen wie die Abbte, Lessinge u. s. f. so muste jener

natürliche Zug seines Charakters ihm immer eigenthümlicher werden.

Nikolai gab damals die Bibliothek der freien Künste heraus, wozu Mendelsohn ihm Beiträge gegeben. Als Lessing und Nikolai seine Aufsätze sahen, baten sie ihn, etwas wissenschaftliches zu schreiben; aber dieß erlaubte ihm seine natürliche Schüchternheit nicht. Lessing giebt ihm einst einen Aufsatz von einem auswärtigen Gelehrten zu lesen, welchen er ihm aber bald zurückstellt, mit der Aeußerung: ich getraue mir allenfalls etwas darüber aufzusetzen. Das möchte ich wohl sehen, erwiedert Lessing. Mendelsohn schweigt stille, und bringt ihm einige Zeit nachher das erste seiner bekannten philosophischen Gespräche. Lessing nimmt es zu sich, mit der Entschuldigung, er habe jetzt keine Zeit zu lesen, — und so verstrichen einige Wochen, ohne daß Mendelsohn das Manuscript wieder bekam. Indem er einst auf Lessings Stube ist, und ihn frägt, ob er bereits seinen Aufsatz gelesen? sagt Lessing ihm statt der Antwort: Nehmen sie dort

das kleine Büchelchen — und Mendelsohn steht erstaunet da, sein Manuscript gedruckt zu sehen.

bald hernach kamen die Briefe über die Empfindungen heraus: Bis dahin hatte die Philosophie unter den Deutschen immer nur kalte Raisonnements der Vernunft zu ihrem Gegenstande gehabt, bei deren Erörterung durch Demonstrationen in Reih und Glied, man die Frage Cui bono? so oft umsonst that, indem dadurch keine Thatsachen weder der physischen noch der moralischen Natur aufgeklärt wurden. Baumgarten hatte allein durch seine Aesthetik der Philosophie einen neuen Weg angewinkt, und sie, wie ehemals Sokrates, von den leeren Spekulationen auf die Thatsachen der Natur zurückzuführen versucht: zugleich hatte er durch seine präcise Vortragsart, den Teutschen gezeigt, daß auch ohne Q. E. D. ein Weg zur Wahrheit führte. In den Briefen über die Empfindungen machte nun unser Mendelsohn jene Thatsachen der Natur zu seinem Gegenstande: erforschte die Entstehung, und allmählige Entwikke-

lung unserer Begriffe vom Schönen, löste sie in ihre ersten Bestandtheile auf; und brachte in diesen so dunkeln Theil der menschlichen Seele alle die Deutlichkeit, an die er in der Schule der Demonstration, in welcher er sich gebildet hatte, nur immer gewöhnt war. Aber wenn vielleicht die von ihm aufgestellte Theorie des Schönen nicht ganz dem scharfen Prüfer stand halten sollte: so war seine Manier, die Ideen zu entwikkeln und den Faden bis an seinen Endpunkt aufzuspinnen, das feine und zierliche, halb-verhüllende und halb-zeigende Graziengewand, welches er den tiefsten und scharfsinnigsten Begriffen zu geben, und gleichsam das Sokratische Lächeln, welches er über seinen ganzen Gegenstand zu verbreiten wuste — immer ein

novum, recens, inauditum,

in der Litteratur der teutschen Philosophie, die nun an seiner Hand die Grazien zum erstenmal in ihr Gefilde hineingeführt sahe. Wenn auf irgend einen der deutschen prosaischen

Schriftsteller angewandt werden soll, was Homer von seinem Nestor sagte:

Honig enttriefte den Lippen des Redenden.

so ists gewiß unser Weltweise; nie ist Verstand und Herz so gemeinschaftlich ins Spiel gezogen und interessirt worden, nie Wahrheit und Schönheit so schwesterlich bei einander gegangen. Wir sind überzeugt, indem wir zugleich gerührt sind, und fühlen uns gerührt, indem wir überzeugt sind: und was in dem ersten oder dem andern Falle fehlt, ersetzt der milde, sanfte Mund des Redenden, dem man blos deswegen zu glauben versucht wird, weil er überzeugt oder oder gerührt scheint. Es giebt nämlich eine gewisse Herzlichkeit, selbst in der Sprache der Ueberzeugung, wenn sie von großen und wichtigen, selbst noch demonstrirten Wahrheiten zu reden hat, — eine Herzlichkeit, die gleichsam an sich selbst das lebende Beispiel einer überzeugten Seele darbietet: — und dies ists, worin Mendelsohn von Keinem unserer Philosophen bis dahin erreicht worden,

Von Gott, von der Schönheit der Tugend und von der Unsterblichkeit der Seele ist von keinem Philosophen bei so viel Tiefe mit so viel Interesse, noch bei so viel Interesse mit so viel Tiefe geschrieben worden *).

Es war nicht Wunder, daß der Deutsche, zu dessen Kopf unter allen Völkern Europa's vielleicht am leichtesten ein Weg durch das Herz geht, den Mendelsohnschen Schriften so viel Beifall bewilligte, und sie in seine Lieblingsbibliothek aufstellte:

Allein wenn nächst der Tiefe der abgehandelten Materie, Sprache und Einkleidung dasjenige Verdienst ist, welches unserm Weltweisen

*) Es wird dem Forscher des menschlichen Geistes nicht überflüßig seyn, wenn ich ihm hier die Anekdote mittheile, welche ich aus dem Munde des Herrn David Friedländer habe, daß Mendelsohn, einen der Briefe über die Empfindungen mit einem Bündel Seidenwaaren unter dem Arm, vor der Thür eines Hauses unter den so genannten Linden hier in Berlin, concipirt, wie der Weltweise selbst dies seinem eben genannten Freunde anvertrauet hat.

einen ansehnlichen Rang unter den classischen Schriftstellern der Nation erworben: mit welchem eisernen Fleiß muß Mendelsohn die teutsche Sprache studiert haben, um ihr jenen unnachahmlichen Schmelz zu geben, und sie mit jener gefälligen Geschmeidigkeit seinen äußerst feinen Anschauungen anzubiegen? da er von einer Nation war, welcher die doppelte Sprache, wozu sie von Kindheit auf gewöhnt, (die Ebräische und die deutsche) und unter deren verstümmelten Gemische sie erzogen wird, das stärkste Hinderniß seyn muß, und es auch gewöhnlich zu seyn pflegt, die eine oder die andere Sprache bis zn einer gewissen Stufe der Correktheit zu bearbeiten. Viele der nachherigen Philosophen wollten ihn nachahmen; aber es gieng ihnen, wie es den Nachahmern gewöhnlich zu gehen pflegt, seine Schönheiten wurden unter ihrer Hand bald Fehler, sein gefälliger Schmuck wurde Prachtaufwand und Coquetterie, und was bei ihm (man erlaube uns das Gleichniß) feine, durch Enthusiasmus und Seelenwärme emporgetriebe-

ne, natürliche Wangenröthe war, das ward ihnen überladene Schminke, mit kalter Hand und mit noch kältern Herzen aufgeklebt.

Nicht lange hernach erschien die kleine Schrift: Pope, ein Metaphysiker, die allgemein Lessingen und Mendelsohn gemeinschaftlich zugeschrieben zu werden pflegt. Allein wenn gleich Mendelsohn in einem oder dem andern freundschaftlichen Gespräche, oder philosophischen Debatten, deren sie so viele mit einander hatten, Lessingen manche Idee dazu mitgetheilt haben mag: so ist mir doch, die in dieser Schrift durchgängig herrschende Laune von der muntern Art, der critische und nur zu oft an Sceptizismus gränzende Ton, und die triumphirende Mine, mit welcher der Gegner durch und durch behandelt wird, Bürge dafür, das Lessing der eigenhändige Verfasser dieser kleinen Streitschrift ist, dem sie auch in der neuesten Ausgabe zugeschrieben wird.

Aber nunmehr ward das Grazienband unserer philosophischen Freunde zerrissen:

Lessing ging von Berlin weg, und Abbt wurde Professor in Rinteln. Mendelsohn und Nikolai blieben in Berlin, und gaben gemeinschaftlich mit jenen die Litteraturbriefe heraus, unter denen die von der Hand des Mendelsohn den Verfasser der Briefe über die Empfindungen so unverkennbar an der Stirne tragen.

Den Preis über die akademische Preisfrage, von der Evidenz der metaphysischen Wissenschaften trug unser Weltweise durch seine Populäritåt, seinen schönen und glänzenden Vortrag, sein praktisches Anschließen auf nützliche Wahrheiten des gemeinen Lebens, selbst über Kant, mit Recht davon, der mit ihm zu gleicher Zeit in die Schranken getreten war, der aber nichts als einen Scharfsinn vorzuzeigen hatte, welchen die Welt damals noch nicht in allen seinen Tiefen kannte.

[1762.] Aber wenn werden wir in unserm Weltweisen denn wieder den Menschen erblikken? Mendelsohn heirathete. Wir können wohl sagen, daß uns die Natur zu jenem ihrem großen physischen Entzweck, den sie sich selbst und ihrer

Schöpfung schuldig ist, mit allen ihren Seilen hingezogen: Triebe des Körpers, Verhältnisse des menschlichen Lebens, Empfindungen des Geistes, leitete sie auf diesen Punkt, wie auf ihr Centrum, hin. Mögen den Mann, der sein Leben dem Denken geweiht hat, die beiden erstern Gründe noch so wenig versuchen, (wie wohl es eben so schwer ist, sich über diese Versuchungen der Natur (laßt uns sie so nennen) wegzusetzen, als über die Versuchungen zur Sünde:) alle unsere moralische Empfindungen des schönen und edlen in den Künsten und Wissenschaften sowohl als in den menschlichen Handlungen gehen aus dem Geschlechtertriebe, wie aus ihrem ursprünglichen Keime hervor: und enden da wieder hinein. Der große und letzte Wunsch unserer menschenfreundlichen Natur, zu geniessen und genossen zu werden, scheint in der Liebe des Weibes allein Befriedigung zu finden. Berechnet die Summe der Zufriedenheit in der Welt; und ihr werdet gewiß

zwey Drittheile davon auf ächter Weiberliebe gegründet finden.

Mendelsohn hat mit seiner Gattin, einer Tochter des Abraham Eugenheims aus Hamburg, die er in einem kurzen Aufenthalt daselbst kennen lernte, 8 Kinder erzeugt, wovon die erstgebohrne Tochter ihm im 11 Monat ihres Lebens starb: ihr Tod veranlaßte den schönen Brief in Abbts Correspondenz: denn er fiel gerade in diese Zeit, als unser Weltweise mit der Vertheidigung von Spaldings Bestimmung des Menschen beschäftigt war, welche unter dem Titel, Orakel, in dem Briefwechsel gedrukt ist: und von welcher ich nicht wüste, ob die Ausländer etwas ähnliches aufzuweisen hätten.

[1767.] Der gelehrte Streit mit Abbt veranlaßte den Phaedon. Der Gedanke, im Gewande eines der größten Schriftsteller der Alten, die neuern Wahrheiten der Philosophie der Welt vorzutragen, und so die Energie und Grazie der Alten, mit der Feinheit und Bestimmtheit der neuern zu verbreiten, war sehr

glücklich: und eben so glücklich die Ausführung desselben. Der Phädon ist überdem das gefeilteste, und zugleich das rührendste aller Gespräche des Plato's: denn der größte Mann des Alterthums erörtert darin, in dem entscheidendsten Augenblicke des Lebens, eine der wichtigsten Fragen der Menschheit. Und wer konnte dem Plato tiefer und zärtlicher nachempfinden, oder den Sokrates sokratischer sprechen lassen, als der eben so sanfte als scharfsinnige Verfasser der Briefe über die Empfindungen. Horaz fand an Ramlern keine gleichtönendere Seele zu der Uebersetzung seiner Oden, als Plato für seinen Phädon an Mendelsohn fand. Die Seele eines Uebersetzers von einem Werke des Genies und die seines Verfassers müssen immer gleichsam zwei Liebende seyn, die sich einander verstehen und ihre Gedanken mittheilen. Aber wo einmal Ueberzeugung nicht möglich ist, können wir sie da auch von der Hand eines Mendelsohns erwarten? Es ergeht uns mit den Mendelsohnschen Phädon, wie Cicero klagte, daß

es ihm mit dem Phaedon des Plato ergienge: So lange wir das Buch lesen, glauben wir uns überzeugt: wenn wir es aus der Hand legen: kehren die alten Zweifel wieder zurück.

In der dem Phädon vorangeschickten Lebensbeschreibung des Sokrates scheint Mendelsohn die Einfalt des griechischen Weltweisen nachgeahmt zu haben: und doch sieht man es ihm in jeder Zeile an, daß er mit Interesse und Innigkeit spricht.

Und wenn wir einen unserer Weltweiseu den Sokrates der neuern Zeit nennen wollten, wer würde uns eher beifallen, als der weiche, sanfte, süßschwärmerische Mendelsohn?

[1768.] Durch alles, was Meudelsohn bis dahin gegeschrieben, hatte er sich einen so allgemeinen Ruhm erworben, einen Ruhm, der sich bis nach Frankreich, nach Holland und nach England verbreitete, daß Lavater (der nach seiner sehr menschenfreundlichen, aber enthusiastischen Denkungsart jede schöne und edle Seele dem Christenthum anzuschließen wünscht; (so wie er nach

seiner eigenen Versicherung in dem bekannten Werk: Pontius Pilatus, alles, was gut nützlich, gros und edel ist, in die Bibel hineinträgt), keinen größern Gewinnst für die christliche Religion zu machen können glaubte, als wenn er den Vorführer einer ganzen Nation und anerkannten feinen Denker zu derselbigen hinüberzuziehen suchte. Seine Anfragen oder vielmehr Anfoderungen an den jüdischen Weltweisen über diesen zarten Punkt hatten zwar alles gutmeinende, aber auch zugleich alles übereilte und unvorsichtige des Enthusiasmus. Mendelsohn, der sich von zween Seiten zugleich eingeengt sahe, nahm sich hiebei eben so sehr als feiner Welt- und Menschenkenner, als Philosoph, und fertigte Lavatern mehr durch Stillschweigen als durch Widerlegen ab. Seine Correspondenz mit Lavatern ist, so unbeträchtlich sie uns nunmehr auch vorkommen mag, eine herrliche Beilage von Feinheit und Delikatesse in gelehrten oder Religionsstreitigkeiten, welche von der neuern Streit-Art unserer Gelehrten gerade so

unterschieden ist, als ein Corte d'amore von dem Faust- und Kolbenrecht.

Unterdes hatte das Unerwartete, sich grade von der Seite Streiche versetzt zu sehen, woher er es am wenigsten vermuthet hatte, der Aerger, zween verschiedenen Glaubensgenossen zu gleicher Zeit Preis gegeben zu seyn, der Verdruß, der ihn bei jeder Zeile, die er in dieser Sache schreiben muste, mit erneuerter Bitterkeit angriff — eine gefährliche Wirkung auf die so feingewebte Geisteshülle unsers Weltweisen, daß er eine Zeitlang gar kein Geschäfte verrichten konnte.

[1771.] Kurz darauf verschenkte Mendelsohn sein Manuskript, Commentar über den Prediger Salamonis an seinen Bruder, der es in rabbinischer Sprache drucken ließ. Als einige Zeit nachher die Judengemeine von dem Könige Friedrich II den Befehl erhielt, einen Auszug aus dem Buche Choschem Hamischpath in deutscher Sprache zu machen, um nach diesem Norm in Gerechtssachen zwi-

schen Jude und Jude zu entscheiden, so übernahm Mendelsohn diese Arbeit: und sein Auszug aus dem genannten Ebräischen Werke kam unter dem Titel, Ritual = Gesezze der Juden 1778 heraus.

Im Jahr 1779 verfertigte Mendelsohn seine deutsche Uebersetzung des Pentateuch. Diese Uebersetzung zog ihn von den Orthodoxen seiner Nation gerade so viel Vorwürfe zu, als dem Luther seine deutsche Bibelübersezzung von den Katholiken seiner Zeit

Im Jahr 1783 gab er seine metrische Uebersetzung der Psalmen heraus, an welcher er, wie er selbst in der Vorrede sagt, 10 Jahre gearbeitet hatte. Man sieht es dieser Uebersetzung durchgängig an, daß jeder rührendste Laut der Harfe des Hebräischen Sängers in dem Herzen Mendelsohns eine gleichgestimmte Saite fand. Die gewöhnlichen Uebersetzungen, die wir von den Psalmen haben, mögen vielleicht mehr den Arabischen Wurzelwörtern entsprechen: aber Geist und Kraft des Originals bis in seine feinsten

Schattirungen, strahlt die Mendelsohnische allenthalben zurück: und bei manchem schweren Seufzer des Hebräischen Dichters sieht man gleichsam die Brust seines Uebersetzers von seinem Geschlechte sich zum zweitenmale heben. So wie bei mancher schwungvollen Hymne auf den Gott Israels und seine Wunderthaten, die er an seinem Volke verübt, demselben das Herz hoch aufzuklopfen scheint. Ein gelehrter Commentar zu der Uebersetzung würde vielleicht das Auge unsrer Exegeten mehr auf dieselben geheftet haben.

Das sogenannte Hohelied ist im Manuscript von ihm geblieben, und kürzlich durch die Gesellschaft zur Beförderung des guten und edlen unter der jüdischen Nation, für deren Aufklärung sie schon rühmlich gewirkt, im Druck erschienen.

Man sieht, Mendelsohn suchte vorzüglich durch Uebersetzungen der Bibel, auf die Cultur seiner Nation zu wirken, ein Weg, den noch neulichst Herr David Friedländer in seinem über-

setzten Prediger, andringlich empfohlen, und selbst sehr glüklich eingeschlagen. Die Bibel ist dem Juden Religions- und Gesetzbuch, mithin die Quelle seiner wichtigsten Erkenntnisse: jede nüzliche Wahrheit, die ihm durch das Organ derselben zugeführt wird, dringt ihm tiefer ein, und ist ihm gleichsam geheiliget.

[1781.] Durch die berühmte Dohmsche Schrift über die bürgerliche Verfassung der Juden ward Mendelsohn zu der Uebersetzung des Manasse Ben Israels Rettung der Juden veranlaßt, wovon die Vorrede ein allgemein bewundertes Meisterstück ist, und mancher Rede des Cicero sicher an die Seite gestellt werden kann.

Am Ende des Jahres kam das Forschen nach Licht und Recht heraus, worin Mendelsohn sehr angegriffen ward. Der Verfasser glaubte ihn einige Schritte dem Christenthum näher zu finden, und wünschte, auf die Vermuthung, daß er nach reiferer Ueberlegung die Lavaterischen

Gründe beherzigt, der christlichen Kirche Glück zu der Bekehrung des jüdischen Philosophen.

[1783.] Dieß veranlaßte denn Mendelsohn, noch einmal seine völlige Meinung über Religion und Toleranz zu schreiben: und so erhielten wir von ihm das Werk: Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum.

Wenn gleich dieses Werk unter allen seinen Schriften den meisten Widerspruch fand, indem er in demselben über Natur und Kirchenrecht, vorzüglich aber über das leztere, einige Säze vortrug, welche dem, was gewöhnlich darüber festgesezt wird, schnur straks entgegen sind, und vorzüglich durch das, durch was er zu Bestätigung des Judenthums darinn behauptet, eben so sehr Christen, als viele unter seiner Nation gegen sich reizte: so trägt doch dieses Produkt durchgängig Spuren jener Meisterhand des Philosophen und des eleganten Schriftstellers; der den tiefsten Gedanken in das Gewand der Grazien zu kleiden weis: und wenn grade in unserm lezten Quinquennium das Capitel von

der Toleranz am meisten verhandelt worden, so entsinnen wir uns doch keine so rührende Stelle über diesen Gegenstand irgend gelesen zu haben, als im Jerusalem. Was aber dieses Werk vor allen wichtig macht, ist der durchaus analytische Stufengang der Ideen, durch welchen der scharfsinnige Verfasser seinen Gegenstand aus dem Auge des Volks in den Kopf des Philosophen hinüberzutragen, aus dem praktischen Leben zur Spekulation zu erheben weis. Philosophische Werke in dieser Methode geschrieben, sollten immer die classischen Handbücher aller jungen Denker seyn: denn sie nützen ihnen, selbst die darin abgehandelten Materien abgerechnet, durch die bloße Einkleidung und Ideengang mehr, als ganze Bände voll ausgemachte Wahrheiten, rhaphsodistisch zusammengetragen.

Man erlaube mir noch eine Anmerkung über dieses Werk. Man hat den jüdischen Weltweisen über das, was er zur Bestätigung des Judenthums gesagt, gewissermaßen einer Treulosigkeit gegen die Aufklärung zu beschuldigen ge-

wagt. Aber wenn er durch seine Erklärung für die Fortdauer der jüdischen Religionsgebräuche und die versuchte philosophische Rechtfertigung derselben, sich das Zutrauen seiner Nation sicherte, deren großer Vorführer er war, und welche er als die älteste, und in vielen Rücksichten äußerst merkwürdige Nation der Erde, durch die Fortdauer des alten Nazionalgottesdienstes, vielleicht auf immer von allen andern Völkern abgesondert erhalten zu können glaubte: so hat er von der andern Seite durch den durchaus neuen, aber sehr wahren Lehrsatz, daß das Judenthum zu keinem Glauben an eine Offenbarung, oder irgend einen Saz derselben verpflichtet, das Thor der Wahrheit für seine Nation weit offen gelassen, durch welches die Aufklärung mit allen ihren Fakkeln eingehen kann *). Schon

*) Eigentlich hatte Mendelsohn, wie ich es durch die Mittheilung eines seiner vertrautesten Freunde weis, bei dieser, seinen Grundsäzzen so paradoxen Behauptung, eine weit tiefer liegende Absicht, indem er dadurch die christlichen Theologen zu gewissen Erklärungen bringen wollte. . . . Die sie aber glücklich? oder klug genug waren, zu übersehen. Anm. d. H.

[1785.] Schon seit einiger Zeit hatte Mendelsohn als ein wahrer praktischer Weltweiser die Wahrheiten der natürlichen Religion einigen seiner Angehörigen vorgetragen: die Summe dieses seines Vortrags, gab er uns in seinen Morgenstunden, einem Werk, welches seiner Absicht gemäß in mehrern Theilen erscheinen sollte. Es ist die scharfsinnigste Erläuterung und eleganteste Darstellung der dogmatischen Philosophie; und wenn irgend eine Hand das sinkende Gebäude derselben hätte stützen können, so war es gewis die Hand Mendelsohns.

Pergama defendi si potuissent
hac dextra defensa fuissent!

Virgil.

War gleich der Pallast, an dem er bauete, durch andere gegründet und fast ausgebaut: so wuste er doch auf jeden Stein, den er in die Lücken schob, auf jede kleinste Lichtöffnung, die er daran anbrachte, mit der geschicktesten Künstlerhand sein: Ipse fecit, zu setzen; und mit der angenehmsten Ueberraschung findet man in seinem aufgestellten

System die scharfsinnigsten Beobachtungen über die menschliche Seele dem feinsten Gewebe der Spekulation, als Einschlag eingesponnen. Man hat Mendelsohn seine Anhänglichkeit an den strengen Dogmatismus der Philosophie vorgeworfen. Allein wenn ein Mann ein System mit allen Kräften seiner Seele aufgefaßt, seinem ganzen Ideengange unzertrennlich eingewebt, es ein ganzes Leben hindurch nach allen Seiten gedreht und gewendet, und es jedesmal seinem Wahrheitssinn (und dieser war in ihm für die Wahrheiten der Religion schon sehr frühe durch das lebhafteste Gefühl bestimmt, und durch das Lesen der heiligen Schriften seiner Nazion bestätigt worden) gemäß befunden: ist es zu verwundern, wenn er diesem System treu bleibt, und daß der Szeptizismus, der, ehe Kant ihn seinem System der critischen Philosophie einwebte, so einseitig, und mit dem gemeinen Menschensinn gewissermaßen in Widerspruch war, nicht bis in die Seele Mendelsohns vordringen konnte, wo er, wäre es ihm auch gelungen, die Gründe des Verstan-

des zu besiegen, in dem Herzen desselben einen unüberwindlichen Gegner fand.

Er hat sich in der Vorrede dieses Werks mit aller ihm eigenthümlichen Bescheidenheit darüber erklärt. Ich wollte, sagte er, meinen Freunden ein Denkmal hinterlassen, wie ich mir die Auflösung der wichtigsten Fragen der Menschheit gedacht. Den großen Zertrümmerer des babylonischen Thurmbaus aller philosophischen Dogmatik, der wenigstens unter die Bauleute Sprachverwirrung, Schweigen und gänzliche Muthlosigkeit gebracht, den Verfasser der Critik der reinen Vernunft, bezeichnet er eben so wahr, als fein mit dem Namen des alles Zermalmenden: und in einer andern Stelle eben dieser Vorrede ahndet er sehr lebhaft die neuen Gefilde der Philosophie, welche Kant jenseits der liegenden Trümmer aller gewöhnlichen Systeme eröffnet hat.

Der erste Theil der Morgenstunden war fast bis auf die letzten Bogen abgedruckt, als die

Schrift des Herrn Jacobi über den Spinoza erschien, in welcher Lessing als ein offenbarer Anhänger des berüchtigten Systems dieses Philosophen erklärt ward. Den eifrigen Vertheidiger der reinen Vernunft-Religion, den Verfasser des Nathan, den gelesensten Schriftsteller der Deutschen, des Spinozismus beschuldigen, und zwar in der Art, wie es Herr Jakobi gethan, hieß denselben nicht blos als Atheist und Gotteslästerer, sondern auch als Spötter, als Heuchler vor den Augen der Welt darstellen: hieß der deutschen Nation ein gefährliches Mistrauen in in die Grund- und Lehrsatze eines ihrer größten Schriftsteller einflößen. Konnte Mendelsohn mit einem für Freund und Freundschaft so warmen Herzen, den theuresten, den unvergeßlichsten seiner Freunde, dem er einen großen Theil seiner Bildung verdankte, durch den er zuerst gleichsam wider seinen Willen zum Schriftsteller geworden, — konnte Mendelsohn die Asche dieses Freundes, oder was noch mehr war, den Ruhm, die Wahrheitsliebe, die Redlichkeit dieses Freundes, so muth-

willig preisgegeben sehen? Wäre er die eine Rechtfertigung desselben nicht dem Todten schuldig gewesen, so war er sie dem deutschen Publikum, der Welt schuldig. Jene Jakobische Anschuldigung Lessings, schien auf unsern Weltweisen mit eben dem Eindruck zu wirken, als das

κειται Πατροκλος

auf den Achill bei dem Homer. Er achtete nicht der matten Kräfte, welche er durch die Ausarbeitung des ersten Theils seiner Morgenstunden erschöpft hatte: er überwand seinen so oft erklärten Abscheu gegen Streitigkeiten jeder Art, und Religionsstreitigkeiten insbesondere: er wollte sogleich den ersten Eindruck vertilgen, den die Jakobische Schrift gemacht haben konnte, und so opferte er, in der Ausarbeitung der Schrift, *Moses Mendelsohn an die Freunde Lessings*, den letzten Rest seiner Kräfte der Freundschaft.

Die außer dem vorliegenden Streitpunkt über Lessings Spinozismus wichtigste Erörterung in

dieser kleinen Schrift ist die S. 30 = 36 über Spekulation und gesunden Menschenverstand, und die Berichtigung und Leitung der erstern durch diesen: wobei aber die große Streitfrage über das Wesen und die Grenzen beider noch immer unbestimmt blieb, bis in dem großen Commentar des gesunden Menschenverstandes, ich meine in der Critik der reinen Vernunft, beide in ihre natürlichen Rechte eingesetzt wurden.

In dem Theil dieser Schrift, der Lessingen angeht, zeigen sich Kopf und Herz des Weltweisen in der lebhaftesten Bewegung: es herrscht darin alle Bitterkeit und aller Unwillen der gekränkten Freundschaft: tiefgreifender Scharfsinn wechselt mit den Zügen der feinsten Ironie, die gleichsam mit gekniffener Oberlippe den Gegner anlächelt; und die sehr wahrscheinliche Wendung, die er dem Lessingschen Gespräch mit Herrn Jacobi zu geben weiß, ist ein Coup de Maitre in dieser Art.

Es ist zu spät, Parthei zu nehmen, das Publikum hat in der Sache längst entschieden. Vielleicht behandelte Mendelsohn die Lessingsche Sache mit zuviel Wichtigkeit: aber diese Seite war doch immer diejenige, welche sein Herz ihn am ersten fassen lassen muste: — ob aber der größte Philosoph der Deutschen mit eben so viel Wahrheit, als Wiz, von dieser Streitigkeit gesagt hat: „Mendelsohn ist schuld daran, daß J***** „sich einen Philosophen geglaubt," darüber must du, deusches Publikum, entscheiden.

Unterdes hatte dieser Streit sehr nachtheilig auf das Nervensystem unsers Weltweisen gewirkt. Zugleich war ihm nun der Plan zu dem zweiten Theil seiner Morgenstunden, den er dem Briefwechsel zwischen ihm und Jacobi, über welchem eigentlich der Zwist entstanden war, einverleiben wollte, zerrissen: er konnte die Ausarbeitung nicht mehr so ruhig, wie bisher, verschieben, und strengte sich an, einen ganz neuen Entwurf, in Ansehung der Folge der Materie,

und der Art ihrer Entwickelung zu machen. Bei der Wallung, die diese zu anhaltende Beschäftigung in seinem Blute hervorgebracht hatte, und und bei der ohnehin schon so großen Schwäche seines Nervensystems, bedurfte es nur des mindesten äußern Zufalls; — und der vortreffliche Mann war verloren.

Der edle starb den 4ten Januar 1786.

Wenn an einem großen Mann, wie an jedem Werk der Natur, alles bis auf das kleinste bedeutend ist, so wird das deutsche Publikum vielleicht nicht ungern in folgendem Mendelsohn den Menschen, den Freund, den Gesellschafter erblicken; ich schreibe fast wörtlich ab, was ein Mann, der Mendelsohn persönlich gekannt, mit dem Beifall aller Freunde des Weltweisen vor mit gesagt:

„Mendelsohn war von kleiner Statur, sehr „hager, verwachsen: seine Gesichtsfarbe war „äußerst braun und kränklich: sein Haar schwarz

„und kraus: seine Nase römisch gros. Den „Mund hatte er immer sanftlächelnd, etwas offen: „sein Auge war feurig, sein Blick durchdringend. „In seiner Miene lag so viel Güte, Bescheidenheit und Wohlwollen, daß man ihn beim ersten Anblick lieb gewinnen muste. Seine gewölbte Stirn und alle Züge seines Gesichts verkündigten den Mann von hellem Kopf und edlen „Herzen.“

„Das tiefe angestrengte Denken, dem Mendelsohn fast sein ganzes Leben gewidmet hatte, „muste seiner so schwachen, so unglücklich gebauten Maschine nothwendig verderblich werden. „Dennoch hatte der vortreffliche Mann, ohne „merkliche Schwächung seiner Gesundheit fortgearbeitet, so lange seine Arbeit nur noch Spekulation war: erst, da die Lavaterische Auffoderung auch sein Herz in Bewegung setzte, empfand „er plözlich die fürchterlichsten Folgen von seiner „Lebensart; und ohne die Stärke der Seele, „womit dieser wahre praktische Weise allen sinn-

„lichen und allen geistigen Genusse auf ganze „Jahre entsagte, würde er schon damals der „Welt und seinen Freunden entrissen worden „seyn. Den sinnlichen Genuß entzog er sich „standhaft bis an sein Ende; es war unbegreif„lich, wie die Nahrung, auf die er sich einschrank„te, einen menschlichen Körper erhalten konnte, „und es war rührend, ihn seine Freunde mit der „heitersten Mine zu Speisen und Getränken ein„laden zu sehen, wovon er selbst bei aller Lüstern„heit nicht zu kosten wagte. Nur den geisti„gen Genuß der Lektüre, und den noch reizen„dern der eignen Arbeit, konnte der Mann, der „so ganz Geist war, in die Länge nicht mehr „entbehren. Kleinere Aufsätze, die er in seinen „besten Stunden ohne Schaden gewagt hatte, „lockten ihn nach und nach weiter; er fing an, „seine ehemaligen Lieblingsideen wieder hervor„zusuchen: und hätte man ihn seinen Gang ge„hen lassen, hätte man ihn nicht abermals aus „der Sphäre der ruhigen Spekulation her„ausgerissen, so würde er wahrscheinlich, troß

„diesen Beschäftigungen, sein Leben noch auf „Jahre erhalten haben *).“

„Er war ein großer Freund von Gesell„schaft. Er überließ sich nie der Einsamkeit, „als des Morgens von 4 bis 5 Uhr, bis um „8 oder 9, dann gieng er in sein Comtoir, „und blieb da bis zu Mittage. Nachmittags „bis um 4 Uhr war er noch gewöhnlich mit „mit der Handlung beschäftiget. Zu dieser „Zeit fanden sich schon seine Freunde und „Schüler bei ihm ein, und er fand gewöhn„lich, wenn er nach Hause kam, schon eine „große Versammlung in seiner Stube, die ihn „erwartete. In dieser befanden sich Theologen, „Litteratoren, Philosophen, Staatsdiener, Kauf„leute, Alte, Junge, Einheimische und Fremde, „durcheinander. Er unterhielt sich dann bis „um 8 Uhr über verschiedene Materien.

*) Man sehe die Vorede zu der Schrift: Mendelsohn an die Freunde Lessings.

„Es war ein besonderes Talent bei ihm, „daß er sich mit jedem in seinem Fache ein= „ließ, und jedem in allen Sachen Bescheid „gab, als wäre es sein eigenes und einziges „Fach. Nie behauptete er etwas, als gewiß: „alles, was er äußerte, war problematisch; „ich glaube,“ „man könnte sagen,“ „was hal= „ten sie davon?“ „wenn wir so sagen möchten.“ „Man vermißte nie in seinen Reden, sein gro= „ßes Vorbild, Sokrates.

„Er hatte von Natur eine starke Anlage zur „Satyre, welche der Ironie des griechischen Wei= „sen sehr nahe kam; und welche dem, bei welchem „er sie bei nöthiger Gelegenheit empfinden ließ, „wie ein scharfer Bienenstachel, tief in die Haut „fuhr: aber er war immer auf seiner Hut, so „daß er manchen witzigen Einfall unterdrückte, „um niemanden anstößig zu werden *).

*) Der große Friedrich ließ einst unsern Weltweisen nach Potsdam zu sich kommen. Da es eben Sabbath war, wo, wie bekannt, kein Jude reiten oder fahren darf: so muste Mendelsohn zu Fuß durch das Thor in Potsdam hineingehen: Ein Junker, der, wie natürlich, auf seiner

„Er ließ sich mit keinem über eine bestimmte „Materie ein, bis sie erst in den Grundbegriffen „einig waren. Er behauptete, (und leider! „mit wie viel Recht!) daß der größte Theil „der gelehrten Streitigkeiten, aus Mißver„stand der Definizionen entstehe.

„Bei den Rabbinen ist's Gebrauch, ihre „gelehrten Unterhaltungen eine Disputation zu „nennen, weil sie immer in den Prinzipien „uneinig sind: das konnte er gar nicht leiden. „Einst kam ein Rabbi zu ihm, da er eben ei-

Wachstube niemals den Phädon oder die Briefe über Empfindungen gelesen haben mochte, fragte ihn auf die Anzeige, daß er ein Jude, mit Namen Mendelsohn wäre, unter einigen soldatischen Flüchen, wie er in aller Welt zu der Ehre käme, zum Könige gerufen zu werden? Worauf ihm der Weltweise in der Angst die Diogenische Antwort gab: ich spiele aus der Tasche: Das ist was anderes, sagte der Junker, und ließ den Taschenspieler Mendlesohn passiren, da er Mendelsohn den Weltweisen, wer weis wie lange noch inquirirt oder vielleicht auch auf die Wachstube gesetzt hätte, da bekanntermaßen mehr Taschenspieler als Weltweise durch die Thore hineingehen. Auch diese Anekdote verdanke ich einigen Freunden des Weltweisen, denen er sie selbst erzehlt hat. Anm. d. Verf.

„ne große Gesellschaft bei sich hatte, und sag„te: ich bin gekommen, mit Ihnen zu disputiren. „Freund, kam ihm Mendelsohn entgegen, ich er„kläre hier öffentlich, daß wir mit einander Friede „haben, und dieser soll nicht verletzt werden.

(Wie viel tausend Bände polemischer Schriften würden weniger in der Welt seyn, wenn der andere Theil, der von dem ersten aus keinen andern, als aus Beweggründen dieses Rabbi angegriffen ward, statt aller Antwort die Mendelsohnsche Friedenserklärung von sich gegeben hätte.!)

„Er hielt sehr viel auf den Ausspruch des „gesunden Menschenverstandes, der ihm das „große Prinzip seiner Philosophie zu seyn schien. „Wir haben verschiedene Handschreiben von ihm „über kaufmännische Angelegenheiten, wo er „immer an diesen, als an der letzten Instanz ap„pellirte, und seine Freunde, die ihn um Rath „fragten, immer darauf hinwies.

„Gott hatte ihn gesegnet, er hatte Vermö„gen genug, um eine feine bürgerliche Wirthschaft

„führen zu können. Er unterstützte seine und „seiner Frauen arme Verwandten auf die lieb„reichste Weise, hatte beständig seine Tischgenossen, „mit denen er sich unterhalten konnte: und wenn „er sich für jemand zu verwenden Gelegenheit „hatte, und sein Geschäfte glücklich von statten „gehen sahe: dann glänzte alle Freude des Men„schenfreundes in seinem Gesichte".

Viele Züge seiner Rechtschaffenheit, Edelmuth und Menschenliebe, und jeder gefälligen Tugend sind noch jetzt die Lieblingsmaterie in den Gesprächen seiner Freunde: aber sie hier namentlich aufführen, hieße nicht das Leben des stillesten und bescheidensten Weisen beschreiben.

Wie sehr der Edle von den hiesigen Gelehrten geschätzt worden, zeigt der Aufsatz über ihn in der Berliner-Monathschrift, wie nicht weniger der von Herrn Nikolai in seiner deutschen Bibliothek und vorzüglich die Vorrede zu seiner letzten Schrift an die Freunde Lessings von der Hand des Herrn Engel und Herrn Professor Herz. Diese Vorrede ist die unabsichtlichste

aber desto rührendere, und wahrere Lobreden auf den verstorbenen Weisen: sie ist wie eine Thräne der Edlen, über dem Grabe des Edlen geweint.

Die Büste, welche der Herr Professor Herz von Mendelsohn in seinem Studierzimmer aufgestellt hat, hat folgende Inschrift:

Moses Mendelsohn
Nächst Sokrates der Weiseste
Seines Volkes Krone
Jedes Volkes Zierde
Lessings und der Wahrheit
Vertrauter,
Starb wie er lebte
Sanft und weise.

Herr Rammler hat unserm Weisen folgendes Denkmal errichtet:

Moses Mendelsohn, gebohren
zu Dessau von jüdischen Eltern,
ein Weiser wie Sokrates,
den Gesetzen der Väter getreu
Unsterblichkeit lehrend
unsterblich wie er.

Anweisung

wie

junge Leute die alten und neuen Dichter

lesen müssen.

In einem Briefe

des

Aristes an Hylas.

Plutarch, dieser große Kenner des menschlichen Herzens, hat eine ganze Abhandlung geschrieben, wie junge Leute die Poeten lesen sollen. Die Dichtkunst, sagt er, ist sehr geschickt, den Verstand eines muntern Jünglings zu ernähren, aber sie kann ihn auch gewißermaßen irrend und wankend machen, wenn er nicht durch gute Regeln angeführt wird, den Mißbrauch zu vermeiden. Er vergleichet die Dichtkunst mit der Erde von Egypten, davon Homer sagt, sie bringe eine große Menge von heilsamen und vergifteten Kräutern hervor. Indessen, fährt er fort, haben nur die guten Köpfe von ihr einigen Nachtheil zu befürchten. Träge und schläfrige Gemüther können hingegen

niemals von ihr betrogen werden, wie Simonides einst antwortete, als er gefragt wurde, warum er die Theßalonier nicht eben so gut betröge, als die übrigen Griechen? Sie sind so unwissend, daß ich sie nicht betriegen kann. Georgias von Leontin pflegte zu sagen: das Trauerspiel ist eine Art von Betrug, davon man behaupten kann, wer betriegt, sei besser, als wer nicht betriegt; und wer betrogen wird, sei klüger als wer nicht betrogen wird. Was soll man also anfangen? frägt Plutarch; soll man die Jugend nöthigen, die Dichtkunst zu fliehen, und sich, wie die Reisegefährten des Ulysses, die Ohren mit Wachs zukleben? oder soll man ihre Urtheilskraft vielmehr durch wahre Vernunftgründe unterstützen, damit sie nicht wanken und auf Irrthümer verleitet werden können? Denn Lykurg handelte ganz gewiß unvernünftig, daß er alle Weinstöcke in seinem Reiche ausrotten ließ, weil er sahe, daß man vom Weine betrunken werden könnte. Er hätte vielmehr die Nymphen, das heißt, das Wasser aus den Quellen damit ver=

einigen sollen, um, wie Plato sagt, diese rasende und ausgelassene Gottheit, durch eine andre, die mäßig und weise ist, in der Zucht zu halten.

Indessen scheint Plutarch die Absicht gehabt zu haben, die griechische Jugend vor dem Mißbrauch der Fabel zu warnen, und dieses mag zu seiner Zeit von großem Nutzen gewesen seyn, weil damals die Jugend ihre Götterlehre eigentlich von den Poeten erlernen mußte. Von dieser Seite aber haben wir in unsern Zeiten wenig von den Poeten zu befürchten, denn unsere Jugend wird durch ganz andere Wege, als durch fabelhafte Gedichte, zu der wahren Erkenntniß von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes angeführt. Allein, es giebt noch andere Irrthümer genug, die ein unerfahrner Jüngling, zum Nachtheil der guten Sitten, in den Werken des Witzes schöpfen kann, und in dieser Absicht mag es dem Publiko nicht unangenehm seyn, in folgendem Sendschreiben einige

Anmerkungen zu lesen, wie ein jugendlicher Verstand angeführt werden könnte, die Poeten mit Nutzen zu lesen. Man hat nicht alles auf einmal erschöpfen können, und begnügt sich, einige wichtige Punkte berührt zu haben, die der Jugend nicht genug eingeschärft werden können.

Aristes an Hylas.

Es sind nunmehr 3 Jahre verstrichen, liebster Hyas! seitdem wir angefangen, Dich Jüngling zu nennen, und der Gehorsam, den Du gegen uns und gegen Deinen Lehrer Theophanes bezeugest, läßt uns hoffen, der Welt in Dir einen glücklichen Mann und einen seeligen Greis zu schenken. Es ist Dir eine Lebhaftigkeit angebohren, die Dich zu vielen Dingen geschickt machet. Allein wisse, liebster Jüngling! feurige Gemüther bleiben selten bei dem Mittelmäßigen stehen. Sie werden entweder im Guten oder im Bösen groß; so wie das

irdische Feuer entweder erwärmet, oder verzehret. Noch ist Deine Vernunft unstät, und Dein Sinn wanket, und die jungen Aeste Deines kleinen Nußbaums, die jedem leisen Winde nachgeben. Wir hatten ihn eben denselben Tag gepflanzt, an welchem Du das Flügelkleid ablegtest. Bisher haben wir keinem Sprößlinge verwehrt, aus seinem Auge hervorzubrechen, aber bald wird es Zeit seyn, die unnützen Reiser zu verschneiden, damit der nährende Saft gewohnt werde, in die fruchttragende Zweige hinüber zu treten. Dieser Baum, Hylas! ist ein lebhaftes Sinnbild von Dir. Bald ist es Zeit, Deine Fähigkeiten auf einen sichern Endzweck zu lenken. Deine kritischen Tage nahen heran; sie sind noch wichtiger, als die kritischen Tage eines Kranken, die höchstens nur Tod und Leben anzeigen. Jene entscheiden mehr; denn nachdem Du Dich jetzt in dem Guten oder im Bösen befestigest, nachdem wirst Du Zeit Deines Lebens glückseelig oder elend, unsre Freude oder unsre Schande werden.

Es gefällt mir ungemein, Hylas! daß Du Dich an den Schriften der alten und neuen Dichter so sehr vergnügest, und ich segnete Dich neulich, als mir Theophanes sagte, daß Du bei rührenden Stellen in Thränen zerfließest. Die Dichtkunst ist nach ihrem göttlichen Ursprunge die erste Schule der Tugend und Weisheit. Zwar gefällt die Tugend ohne allen Putz, und die Weisheit aus dem Munde eines trocknen Lehrers ist immer noch reizend; aber sie sind dennoch unkräftig, in das Gemüth eines Jünglings einen anhaltenden Eindruck zu machen. Das jugendliche Herz muß erst durch die Schönheit gereizt, und durch das Mitleiden empfindlicher gemacht werden, wenn die eingeprägten Lehren der Tugend und Weisheit nicht bald wieder verlöschen sollen. Hierzu sind die Dichter eigentlich berufen; sie sollen uns wahre Schönheiten empfinden und mit Nothleidenden fühlen lassen; sie sollen uns zur höhern Weisheit vorbereiten. Allein, wie kränkt es mich, unschuldiger Hylas! daß ich diese bittere Wahrheit leh'

ren muß! Die Dichter haben selbst ihren Beruf entehrt, und sind ein Werkzeug der Laster und des Verderbens geworden. Nicht selten haben sie sich mehr bestrebt, geschickte Künstler, als weise Lehrer zu werden; und die Schadenfrohen hielten sich für Meister, wenn sie die Weisheit verachten, und den Saamen des Guten in der Brust eines Jünglings ersticken konnten. Ein Menschenfreund verwandelte Mitleiden in Abscheu und Verzweifelung; ein Wollüstling das Gefühl der Schönheit in Weichlichkeit; ein Lasterhafter glaubte:

Verachtung allzustrenger Pflichten
Dient für Verrichten.

Ich bin für Deine Glückseligkeit besorgt, liebster Hylas! Ich gehe jetzt auf dem Rande meines Grabes, und die ganze Erde außer Dir fängt mir an gleichgültig zu werden. Alsdann will ich mein graues Haupt freudig in die Gruft neigen, wenn ich erst die Tugend in Deiner Seele befestigt sehe. Aber ich will Dir eine beständige Freude zubereiten. Du sollst Dich als Jün-

ling so freuen, daß Du als Greis noch mit Vergnügen auf Deine Jugend zurück sehen mögest, und keine Nachreue soll Dir den Geschmack Deines Lebens vergällen. Vernimm also, liebster Hylas! heute die Lehren, die ich Dir mittheile, wie Du die Dichter mit Nutzen lesen sollst.

Lies niemals bloß, um Dir die Zeit zu vertreiben. Diese Lehre ist allgemein, und soll Dir stets in den Gedanken schweben. Wie uneinig ist derjenige mit sich selber, der jetzt Gott um ein langes Leben bittet, und jetzt tausenderlei vornimmt, bloß um einige Stunden unvermerkt hingebracht zu haben. Diese Stunden, Hylas! die wir vorbei wünschen, sind uns umsonst gegeben worden; wir genießen sie nicht, und dem Erhalter unsers Lebens wird dafür nicht gedankt.

Der dankt ihm wohl, der, was er schenket, wohl
empfängt.

Lerne, Hylas! von dem Harpagon, der keinen Augenblick ohne Wucher vorbei gehen läßt. Oft haben Lasterhafte die besten Mittel den schlechtesten Endzweck zu erreichen. Verabscheue ihren Endzweck, aber lerne von ihnen die besten Mittel gebrauchen. Wuchere mit der Zeit. Laß Dich von einer jeden Stunde Deinem Endzweck näher bringen, und selbst wenn Du spielest, habe die Absicht dabei, Deinen Leib oder Dein Gemüth zu bessern.

Der Endzweck der Gedichte ist Dir bekannt. Sie sollen Dich menschlicher machen, und das seelige Gefühl der Tugend und Menschenliebe in Deine Seele pflanzen. Ich weiß, du liebest Deine Gespielen heftiger, wenn Du die Geschichte des Daphnis und Phyllis gelesen, oder über das harte Schicksal einer Clarisse geweinet hast. Halte Dich an dieser Absicht fest, und hüte Dich, Hylas! aus Lüsternheit bei schlüpfrigen und vergifteten Beschreibungen still zu stehn. Denke immer, was würde ich sagen,

wenn mich Theophanes fragte, warum mir diese Beschreibung gefallen? und erröthete für Dich selbst.

Wisse, daß ich nicht umsonst gesagt habe, die Dichter bestrebeten sich nicht selten, mehr geschickte Künstler als weise Lehrer zu seyn. Siehe! wenn der Mahler Xeuxis eine Person schildern soll, die ihm gleichgültig ist, so kann er auf Verlangen seine Kunst anwenden, ihre Schönheiten oder ihre kleinen Fehler mehr in das Licht zu setzen, weil ihm sein Herz nicht widerspricht. Gleichergestalt wird es manchen Dichtern eben so leicht, die Tugend zu verspotten, als sie bis in die Sterne zu erheben, wenn sie weiter keine Absicht haben, als ihre Kunst zu zeigen. Wären sie wahre Freunde der Tugend; so würden sie ihre Kunst niemals ihr zum Nachtheile anwenden, und wenn sie auch ein Königreich zum Preise davon tragen könnten.

Verwundre Dich also nicht, mein lieber Hylas! wenn Du die Dichter sich selbst so oft widersprechen siehst. Bald preisen sie die Thaten der Men-

schen; bald ist keine Tugend, keine Rechtschaf= fenheit mehr auf Erden; bald ist ihnen die Welt ein Paradies, bald eine Hölle; bald beschuldi= gen sie Gott und die Natur; und bald bestrafen sie die murrenden Sterblichen, die mit ihrem Schicksale unzufrieden sind. Ihre Kunst erfor= dert Abwechselungen, und sie können ihre Ein= bildungskraft so wohl zum Besten als zum Nach= theile einer jeden Sache erhitzen. Lies ihre ver= kehrtesten Einfälle, aber mit der Absicht, Dich an dem kühnen Schwunge und an den feinen Ausdrückungen zu ergötzen. Vergaffe Dich aber nicht in ihr betrügliches Bild; sondern betrachte das Urbild mit deinen eigenen Augen, und prü= fe, ob sie ihm treu geblieben sind.

Manche haben in kleinen jugendlichen Liedern über die Weisheit und die strenge Jugend ge= scherzt. Diese sind unschädlich, weil ihre ange= nehmen Spöttereien gewiß keine üblen Folgen nach sich ziehen können. Wir hören mit einem unschuldigen Vergnügen die Dichter singen:

Wolf zählt die Kräfte seiner Seele,
O welch ein Thor ist das!
Ich klügerer, ich zähle
Die Tropfen Wein im Deckelglas.

Lies hingegen die schlüpfrigen Dichter nur sparsam, die sich befleißigen nichts als schändliche Wollust zu athmen. Je mehr Du Dich ihrer enthalten wirst, je weniger werden sie Dir gefallen, und Du kannst Deiner Sittsamkeit sicher seyn, wenn Dir ihre unzüchtigen Ausdrücke völlig unschmackhaft vorkommen. Diese Verführer sind es, o mein Hylas! Ewig wolle uns der Himmel mit Pyrons und Rochesters verschonen, und der Deutsche Rousseau müsse Davids göttliche Harfe nie durch schändliche Sinngedichte verunehren.

Es giebt eine unschuldige Art von Gedichten, die dennoch schädlich seyn können, wenn sie nicht mit der gehörigen Vorsichtigkeit gelesen werden. Man hat die Kunst erfunden, das einfältige Schäferleben mit den angenehmsten Farben zu

schildern. Was ist lieblicher als die Natur, und was ist einnehmender als ihre Schönheit? Man läßt den Schäfer in einem immerwährenden Frühlinge zwischen Rosen und wohlriechenden Gesträuchen hinter seiner Heerde hergehen. Bald setzt er sich in den Schatten einer Eiche, und stimmt ein unschuldiges Lied an, indem seine Schaafe um ihn her weiden; bald legt er sich an einem Wasserfalle, und wird von seinem leisen Murmeln zum Schlafe eingeladen. Man läßt sein Gemüth von allen unruhigen Leidenschaften frei seyn und dichtet ihm erhabene Gesinnungen an, die sich ohne Kunst und Erziehung bei ihm hervorgethan haben sollen. Wie leicht kann diese edle Einfalt, die doch nichts, als eine Erdichtung ist, die Tugend zur Eifersucht reizen! Wir können glücklich seyn, können sie sich denken, wenn wir uns dem Lerm der Menschen entziehen und unser Leben unthätig dahin fließen lassen. Laßt andere große Thaten beginnen, und mit Arbeit nach tiefer Weisheit ringen. Wir wollen ruhig und bequem leben, und der Natur unsre tugend-

haften Gesinnungen zu verdanken haben. Wenn wir zufrieden sind; so sind wir glückseelig.

Wisse also, mein Hylas! die Tugend besteht weder in einer bäurischen Einfalt, noch in einer höflichen Artigkeit, sondern in Handlungen, die der erhöhten Natur des Menschen, die der Vernunft gemäß sind. Ein faules und unthätiges Leben ist zwar andern Menschen nicht schädlich, aber wir haben umsonst gelebt, wenn wir uns die Mühe haben verdrießen lassen, uns zu bessern. Die Poeten bedienen sich ihrer Freiheit zu lügen, und lassen die Schäfer die tugendhaften Gesinnungen unter Rosen und Lilien gleichsam mit dem Duft einsaugen. Uns gefällt ein Weiser in dem einfältigen Schäferkleide. Aber, Hylas! man muß wirksam seyn, wenn man weisen seyn will; man muß mehr als Bequemlichkeit und thierische Ruhe suchen, wenn unsre Gesinnungen edel, unsere Handlungen vernünftig, und unser Leben mit Nutzen angewendet seyn soll. Sei einfältig und unschuldig in dem äußerlichen

lichen, aber laß Deinen innern Werth edel und erhaben seyn. Nimm jenes von dem Schäfer und dieses von dem Weisen. Entlehne von dem Hofmanne eine artige Sittsamkeit, die Dich bei andern beliebt macht. Wenn Du weise, einfältig und sittsam bist; so bist du vollkommen.

Betrachte die Lustspiele, Hylas! als Gedichte, die Dein Gemüth aufheitern, und Deinen Geschmack läutern können, aber Deine Sitten haben sich keinen sonderlichen Nutzen von ihnen zu versprechen. Der Zweck der Lustspiele ist, die Fehler der Menschen lächerlich abzubilden, und wenn man alles Lächerliche vermeidet, so weiß man zu leben, aber man ist deßwegen noch nicht tugendhaft. Hierin haben die bürgerlichen Trauerspiele einen nicht geringen Vorzug. Sie sind eine wirkliche Schule der Tugend, denn ihr eigentlicher Endzweck ist, die Fehler der Menschen als verabscheuenswürdig zu schildern. Wir lachen über den Spieler des Regnards, und vermeiden ein Spieler zu heißen; wir

vergießen Thränen über den Englischen Spieler, und schämen uns einer zu seyn.

Das Trauerspiel ist eine Schule der erhabenen Gesinnungen, und die vollkommenste Art von Gedichten. Ihr Endzweck ist, die Fehler der Menschen schrecklich abzubilden, oder wenn vollkommen Tugendhafte leiden, so ist ihr Zweck, in uns ein wehmüthiges Mitleiden zu erregen. Die Alten sind in dieser Art unsre Meister, und wir haben ihre erhabne Einfalt noch nicht erreichen können. Auch hier, Hylas! sind Klippen zu vermeiden, daran die unvorsichtige Jugend leichtlich scheitern kann. Wenn der Dichter die Fehler seines Helden zu beschönen sucht; wenn er ihn vollkommen vor unsern Augen darstellen will, und daher alles an ihm, seine Untugenden nicht ausgenommen, bis an die Stirne erhebt; so kann die Jugend leicht verführet werden, sich nach einem falschen Muster zu bilden, und

die Fehler dieser eingebildeten Helden nachzuahmen. Die Sittenlehre des Theaters ist nicht durchgehends zur Ausübung eingerichtet. Lerne, Hylas, den Dichter unterscheiden, wo er als Weltweiser, und wo er als Dichter spricht. Es ist ein Laster, wenn man um eines Schimpfes halber Menschenblut vergießt. Corneille macht es zur Tugend, und seine Scheingründe können die Jugend leichtlich auf seine Seite bringen, wenn sie nicht bedenkt, daß eine solche Handlung auf der Schaubühne gefallen, aber im gemeinen Leben abscheulich seyn kann.

Oft betrachten die Dichter den ganzen Weltbau aus ihrem engen Gesichtskreise. Sie wissen über alles ihren spielenden Witz auszubreiten, und die Jugend, die nicht gewohnt ist, lange ernsthaft zu bleiben, freuet sich, wenn sie über die wichtigsten Dinge lachen kann. Es ist der leichteste Weg in der großen Welt

fortzukommen, wenn man beständig einen spitzigen Einfall in Bereitschaft hat, und wem die Lacher in einer Gesellschaft zugethan sind, der kann die gründlichsten Weltweisen zum Schweigen bringen. Allein, Hylas! ich traue Dir nicht Eigendünkel genug zu, mit einer solchen Aufführung zufrieden zu seyn. Der Witz ist die äußere Verzierung des Verstandes, und gleichet einem Gepräge, das eigentlich bestimmt ist, den innern Werth einer Münze anzuzeigen. Wer sich aber bei dem Gepräge aufhält, und den innern Werth aus den Augen setzet, der gleichet einem Kinde, das öfters Goldstücke für falsche Schaupfennige dahin giebt.

Ich würde zu weitläuftig seyn, Hylas! wenn ich Dich für alle Fehltritte warnen wollte, darauf Dich die Liebhaber des Witzes verleiten können; allein ich begnüge mich mit der allgemeinen Warnung, daß Du ihnen

nicht zu viel trauen, und beständig auf Deiner Huth seyn sollst. Der glücklichste Einfall kann keine Unwahrheit wahr machen, und die schönste Beschreibung dem Laster nichts als die Schminke der Tugend anstreichen. Im übrigen verlaß ich mich auf die treue Anführung Deines Theophanes, der mehr als väterlich für Dich sorgt. Liebe ihn, Hylas! wie Du mich liebst, und laß seine Sorgfalt nicht umsonst angewandt seyn. Bilde Dich nach diesem vortrefflichen Muster, und fliehe einen jeden Gedanken, der mit seiner Aufführung streitet. Wenn ich bedenke, daß Du mitten unter tausend Verführern einen getreuen Wegweiser gefunden hast, in dessen Fußtapfen Du getrost wandeln kannst, und wenn Dir Theophanes das Zeugniß giebt, daß Du auf jeden Wink bereit bist, ihm zu folgen; so vergesse ich, an die Schwachheiten meines hohen Alters und an das nahe Grab zu denken, und fange wieder zu leben an. Laß, Hylas!

diese Gedanken in den letzten Stunden mein Trost seyn, so wie er mich in meinem hohen Alter aufrichtet! Ich will Dich alsdann segnen, und sterben.

Dein

Großvater

Aristes.

Vermischte Gedanken.

I.

Madame Rowe sagt: Eine einzige gute That ist besser, als tausend gelehrte Abhandlungen. Allein, was für ein Recht hat man, den Denker von dem Wohlthäter zu unterscheiden? Was thut der Wohlthäter? Er befriedigt die Bedürfnisse seines Nebenmenschen durch seine Glücksgüter; allein was er durch diese thut, verrichtet der Denker durch seine Selenkräfte.

II.

Es gibt Wahrheiten, die unsere Glükseligkeit befördern. Die sie abhandeln, können ihre Lehren 1) gründlich und trocken, oder 2) leicht und reitzend abfassen. Die sie bestreiten, können ihre Gegengründe ebenfalls 3) trocken oder 4)

verführerisch vorbringen. Die erste Art schreibet für gründliche Köpfe; die zwote für die Welt; die dritte giebt zum fernern Nachdenken Anlaß; die lezte sind schadenfrohe Irrlichter, die, wie der Pöbel glaubt, den Reisenden auf gefährliche Abwege verleiten, und mit einem wilden Gelächter seiner spotten.

III.

Ein Weltweiser, der um eine hohe Ehrenstelle buhlet, gleichet einem Goldmacher, der auf seine Erfindung des Steines der Weisen Almosen bettelt.

IV.

Wollt ihr Comödien schreiben, sagt ein Franzose zu dem Deutschen, so studiert die Natur und Moliere. Ich möchte allezeit, wenn ich einen Französischen Weltweisen sehe, ihm zurufen: Studiere die Natur und Wolf!

V.

Wolfens lateinische Schriften machen zusammen eine kleine philosophische Encyklopädie aus. Nur Schade! daß die Sachen nicht in eine al-

phabetische Ordnung gestellt sind. Ein Dictionnaire soll unser Jahrhundert verewigen, aber kein philosophisches System.

VI.

Der Lauf der Welt.

Haben die Menschen Friede; so theilen sie sich in Gelehrsamkeit und Ueppigkeit Die Ueppigkeit verzehrt alles, und endlich verzehrt sie sich selbst, weil sie die Menschen zum Geize geneigt macht. Der Geiz erzeuget die Handelschaft; die Handelschaft Eifersucht; die Eifersucht Krieg; der Krieg verheeret alles wieder, so lange, bis die Völker nach Friede seufzen.

VII.

Der Geschichtschreiber.

„Er ward ein Held, sobald er nur aufhörte, „ein Kind zu seyn.

Der Weltweise.

„So war er nicht länger ein Mensch, als er „ein Kind war.

VIII.

Er weiß zu leben. Diese Redensart bedeutet jetzo nichts mehr, als er weiß im vierzigsten Jahre den Mann auf der Stube zu lassen, und in Gesellschaften wie ein Kind zu tändeln.

IX.

Die Europäer würgen sich einander um den Ohiofluß, und kein Amerikaner hat sich je gelüsten lassen, die Spree zu bekriegen. Und dennoch nennen wir die Amerikaner die Wilden. Nun möchte ich einen Amerikanischen Sittenlehrer vom Hochmuthe reden hören.

X.

Die Fürsten sind Schauspieler, und die sich Weisen nennen, gedungene Händeklatscher.

XI.

Wünschet einem Großen ein kurzes Leben, er wird Feuer speyen; wünschet ihm einen Zeitvertreib, er wird es euch danken. Und dennoch ist es einerlei, ob man weniger lebet oder die Zeit vertreibet.

XII.

Sind die Fürsten der Erde der Wahrheit so gram, daß es ein Ruhm für einen Weltweisen ist, wenn sie ihn für kein unnützes Geschöpf halten?

XIII.

Die Natur hat die Mienen und Gesichtsfarbe zu treuen Dolmetschern unsers Herzens gemacht, und die Politik befiehlet uns, diese natürliche Sprache zu unterdrücken. Dennoch wollen uns feile Weltweisen einbilden, die Politik stimme mit unsrer Natur zusammen.

XIV.

Ein Großer, der durch das Brausen seiner Leidenschaften verhindert wird, die Stimme der Menschlichkeit zu vernehmen, verdienet Mitleiden. Ein Großer, der mit kaltem Blute die Vernunft höret und sie zum Schweigen bringet, verdienet Abscheu.

XV.

O Zeit! O Sitten! Menschen erwürgen ist der Weg zur Ehre, und Kinderzeugen eine Schande.

XVI.

Lysander verehret nichts als Mädchen; wenn er denkt, so denkt er an Mädchen; und was er weiß, das weiß er von Mädchen. Wäre er ein Gott; so schüf er nichts als Mädchen; und könnte er sich den Himmel wünschen: so müßte es ein mahometanischer Himmel seyn. Was ist aber Lysander? Eine Puppe für die Mädchen.

XVII.

Leute von großen Verdiensten, die sich Ruhm und Ehre erworben haben, werden gemeiniglich nicht eher beneidet, als wenn sie ihr Glück etwas lange genießen. Ein Beweis, daß die Verdienste weniger in die Augen leuchten, wenn sie belohnt sind.

XVIII.

Das undankbare Deutschland! Der große Wolf stirbt, und die Ehre, sein Lobredner zu

seyn, wird einem frostigen Gottsched überlassen. O! nun wird Herrmann aufhören, sich zu beklagen, daß Schönaich es wagt ein Heldengedicht von ihm zu singen.

XIX.

Was that Wolf großes? fragt Bav. Ist dieses das Kennzeichen eines Genies, daß es in ganzen Quartbänden Wahrheiten demonstriret, daran kein Vernünftiger zweifelt? Schweig Bav! Gestern sagtest Du, es gäbe gar keine erweisliche Wahrheit, und heute giebt es ihrer ganze Quartbände voll, die der Beweise völlig überhoben seyn können.

XX.

Der Politische Lehrsatz: kein Krieg soll geführt werden, außer wenn uns Unrecht geschiehet, ist ein Trost des Weltweisen, der sich die Bewohner der Erde gern menschlicher einbilden will, als sie sind. Man lasse ihn wenigstens in Schulen und Lehrbüchern noch gelten. In der Welt hat man seit undenklichen Zeiten jenen satanischen Grundsatz dafür eingeführt:

Indessen ließ ich, nicht müßig
zu seyn, durch meine Erwählten
. . . Säuglinge erwürgen.

Klopstock.

Man kann diese verhaßte Maxime mit mehr Gelassenheit von einem Helden ausüben, als von einem Kanzler Baco verfertigen sehen.

XXI.

Der Glaube, und die speculative Weisheit werden von der großen Welt verspottet; und die Vorurtheile, dazu sie Anlaß gegeben, werden sorgfältig beibehalten. Bei allem Kaltsinn, den man insgemein in Ansehung dieser Spekulationen heget, versagt man noch immer einem beträchtlichen Theile des menschlichen Geschlechts alle Bequemlichkeiten dieses Lebens, bloß weil sie in dem Glauben und in einigen metaphysischen Sätzen mit uns nicht einerlei Meinung seyn wollen.

XXII.

Alle Menschen suchen die Glückseeligkeit. Alle Menschen wollen wenigstens ihr Wohl befördern.

Wie

Wie kömmt es aber, daß uns der Uebergang zur Glückseeligkeit mehr behagt, als der wirkliche Besiz? Warum sind wir fröhlicher, wenn wir in kleinen Dingen fortkommen, als wenn wir in großen stehen bleiben.?

XXIII.

Die Wißbegierde der Kinder muß entweder durch Ruhm, oder durch Neubegierde angefeuert werden; denn die Liebe zur Wahrheit würket sehr schwach in jugendlichen Gemüthern und die Erkenntniß derselben macht ihnen noch allzu wenig Vergnügen, als daß sie sich um ihrentwillen einer beschwerlichen Arbeit unterziehen sollten. Man siehet daher, wie wenig man bei Kindern gewinnet, wenn man ihnen dasjenige spielend beibringt, was andre durch mühsame Nachforschungen herausgebracht haben. Man erstickt ihre Neubegierde, indem man sie zu frühzeitig stillet. Sie wissen, daß dieses und jenes so beschaffen ist, und bekümmern sich wenig um das Wie? und Warum?

XXIV.

Warum kommen die Kinder der Großen, die sorgfältig genug erzogen werden, selten sehr weit? Warum thun sich in einer Wissenschaft weniger Geister von der ersten Größe hervor, je allgemeiner sie getrieben wird? Wer das vorige begriffen hat, wird auch auf diese beiden Fragen zu antworten wissen.

XXV.

Es giebt milzsüchtige Leute, die der löblichsten That gern nichtswürdige Absichten zuschreiben. So giebt es auch Schriftsteller, die da wünschen, es möchte in keines andern Verstand heller aussehen, als in dem ihrigen. Lieber soll alles blind seyn, ehe sie blöde Augen haben wollen. Jene sind Pyrrhonier in der Geschichte, diese in den Wissenschaften.

Betrachtung
über die
Ungleichheit und Geselligkeit der Menschen;
nebst
einem neuen Plan,
die Menschengesichter vernünftig und sittlich
zu machen.

Die keinen aufrichtigen Vorsatz haben, oder die der Nutzen ihrer eigenen Vernunft und einer allgemeinen Gerechtigkeit nicht richtet, haben unsrer Gesellschaft nichts zu danken. Coran C. 47.

Wir haben mit der vorigen Post ein ganzes Paket voll Anecdoten erhalten, und wir glauben dem Publiko keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir ihm die wichtigsten davon mittheilen. Sie betreffen eine sehr heilsame Stiftung, die zum Besten des ganzen menschlichen Geschlechts ist in Vorschlag gebracht worden, und die, wenn sie zu Stande käme, in der galanten und politischen Welt sowohl, als in dem Reiche der Gelehrsamkeit große Revolutionen zuwege bringen würde. Um aber unsre Leser in

den Stand zu setzen, von dieser herrlichen Unternehmung richtig urtheilen zu können, müssen wir sie vorläufig mit gewissen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit bekannt machen, die sich vielleicht noch nicht in die große Welt ausgebreitet haben.

Wenn man betrachtet, welch eine Menge von gelehrten Gesellschaften zu unsern Zeiten in Europa blühen, und wie sehr sie alle an der Erweiterung und Ausbreitung der Künste und Wissenschaften mit vereinigten Kräften arbeiten; so kann man fast nicht zweifeln, daß nicht dieses Jahrhundert von Anbeginn der Welt das erleuchtetste seyn sollte. Fast alle Winkel in Deutschland und Frankreich werden durch kleine gelehrte Innungen der Vergessenheit entrissen, indem sie jährlich unsere Büchersäle mit einem ziemlich ansehnlichen Bande bereichern, und auf gewisse Wahrheiten beträchtliche Geldgewinste setzen, darum die Gelehrten losen müssen. Man sage, was man will, die alte Liebe zur Wahrheit war gar zu brodlos. Was konnte ein so dürftiges Frauen-

zimmer, wie die Wahrheit damals war, in der geizigen Welt für Glück machen? In unsern Zeiten hängt man ihr doch wenigstens einige Goldstücke um, dadurch die Liebhaber von alle Seiten herbei gelockt werden, sich um ihre Gunst und um ihre schönen Schaumünzen zu bewerben.

In Frankreich, haben wir gesagt giebt es eine ziemliche Anzahl von solchen kleinen Zünften, und seit einigen Jahren hat die zu Dijon die Aufmersamkeit aller Gelehrten auf sich gezogen. Im Jahr 1750 sezte sie ihren gewöhnlichen Preis auf die Frage: Les arts et les ſciences ont elles contribué à epurer les moeurs? Wir lassen diese Worte französisch, weil wir aus dem Erfolge schließen, daß sie nicht nach dem Sinne der dasigen Akademie in eine andre Sprache übersetzt werden können. Im Deutschen würden sie ohngefähr heißen: Ob die Künste und Wissenschaften unsre Sitten gebessert haben: Gesetzt nun, man hätte ausgemacht, daß sie unsre Sitten nicht gebessert, oder wohl gar verschlimmert haben: so würden wir glauben,

man müßte auf Mittel bedacht seyn, unsre Wahrheiten praktischer zu machen, und Wissen und Thun genauer mit einander zu verbinden. Um wie viel besser aber hat ein Genfer Bürger die Sprache dieser gelehrten Gesellschaft verstanden! Rousseau (so hieß dieser gelehrte Genfer) hat es errathen, daß die Akademie eigentlich zu wissen verlange, ob es besser sey, ein vernünftiger Mensch oder ein Thor zu seyn? das heißt: ob die Menschen auch vernünftig handeln, daß sie nach Weisheit streben? Er richtet seine Abhandlung hiernach ein, und siehe! er trägt den gesetzten Preis auch sicher davon.

In der Beantwortung dieser possierlichen Frage hat unser Genfer Wunder gethan. Er hat in einer sehr hitzigen Rede allen Narren zum Troste bewiesen, daß die Menschen nichts schändlicheres thun könnten, als wenn sie sich bestreben weise zu seyn, und daß ein jeder, der einen Hang bei sich verspührt, vernünftig zu werden, sich so lange müsse vor den Kopf schlagen lassen, bis ihm dieser schädliche Schwindel verginge. Gewiß der

eigensinnige Kalif Omar, der mit dem berühmten Büchersaale zu Alexandria, mit diesem allgemeinen Schatze von Künsten und Wissenschaften, die Bäder zu heizen befahl, war in Vergleichung gegen unsern noch eigensinnigern Schriftsteller ein Beförderer der Wissenschaften. Omar verachtete nur die Weisheit aller andern Völker, und hielt den Koran und seine Ausleger für die einzigen Bücher der Weisheit, Tugend, und Gottesfurcht, welche fähig sind, die Menschen glückseelig und vernünftig zu machen. Aber im Ernste zu behaupten, die Menschen wären glückseeliger, wenn sie niemals nachgedacht hätten, oder wenn sie sich jetzt überwinden könnten, die Früchte ihrer Untersuchung und ihres Nachdenkens, ohne Verschonen, einzuäschern, das klingt mehr als arabisch!

Demohngeachtet wurde dieses Cartel wider alle Wissenschaften und Künste von der Akademie gekrönt. Jetzt war ganz Frankreich rege. Die Gelehrten rührten die Trommel, und bothen alle ihre Professionsgenossen wider diesen gemein-

schaftlichen Feind auf. Rousseau konnte sich von seiner Parthei keine Hülfe versprechen. Er mußte alles über sich nehmen, weil er sich eigentlich zum Anführer der Unwissenden aufgeworfen hatte. Gewiß, hätte unter seinen Anhängern jemand zu seiner Vertheidigung etwas vernünftiges geschrieben: so würde er ihm als einem treulosen Ueberläufer, allen andern zum Schrecken, ein S in die Haut gebrannt haben.

Indessen schien dieser Held mit noch größern Abentheuern schwanger zu gehn. Die Wissenschaften und die Begierde sie zu erweitern, sind so genau mit der Geselligkeit verbunden, daß man sich, beide abzuschaffen oder beide in Aufnahme zu bringen, entschließen muß. Will man die Menschen nicht gänzlich auseinander jagen und in die Wälder herumtreiben: so kann man ihr Verlangen zum Wissen auf keinerlei Weise ersticken. Rousseau mag immer die alten heroischen Tugenden so sehr preisen, und seinen Brüdern einen trotzigen Heldenmuth und eine aberwitzige Unerschrockenheit, statt ihrer Wissenschaf-

ten, zum Gegenstande ihrer Bemühungen, aufzudringen suchen: man merkt es schon, daß dieses sein Ernst nicht sei. Weltbezwinger, Menschenwürger und Eisenfresser können ihm unmöglich das Heil der Menschen mehr zu befördern scheinen, als Newtons, Leibnitze, Corneilles, Lullys und Poussins. Es müssen ihm wichtigere Dinge auf dem Herzen gelegen haben, mit welchen er nicht sogleich herausgewollt. Eine andere Frage die von eben derselben Akademie ist aufgeworfen worden, hat ihm völlig die Zunge gelößt.

Man fragte: Woher ist die Ungleichheit unter den Menschen erstanden? Und ist sie in dem natürlichen Gesetze gegründet?

Wir Deutschen hätten diese Aufgabe abermals für das nicht angesehen, was sie hat seyn sollen. Wenigstens würden wir die Worte: ist die Ungleichheit unter den Menschen im natürlichen Gesetze gegründet? ohngefähr folgender Gestalt ausgelegt haben: „Ist es der Vernunft gemäß, daß Johann, der stärker, weiser oder geschickter ist, als Peter, auch auf die

„Güter der Erde mehr Anspruch machen kön„ne, als dieser? oder hat die Willkühr der „Menschen dieses Vorzugsrecht eingeführt, und „hat der Weise von Natur kein Recht, sich von „dem dummsten und niedrigsten Menschen von „der Welt ernähren zu lassen?“ Die Entscheidung dieser Frage könnte freilich großen Nutzen haben. Denn man kann beweisen, daß ein Leibnitz kein Recht hat, sich von dem Schweisse des Ackermanns zu ernähren, ausser wenn er seine Gemüthskräfte anwendet, jenes Zustand gewissermaßen glückseeliger zu machen, und wer weiß, was für Dinge wir hieraus gefolgert, und in unsrer Abhandlung festgesetzt hätten. Rousseau hingegen schlug einen ganz andern Weg ein. Diese Aufgabe war Wasser auf seiner Mühle. Er glaubte, man verlange zu wissen, ob die Menschen nicht weit mehr ihrer Natur gemäß gehandelt hätten, wenn sie beständig in den Wäldern herumgekrochen, und sich einander so gleich gewesen wären, als eine Meerkatze der andern?

Unsere Leser werden leichtlich errathen, wie ein Rousseau, der die Künste und Wissenschaften als die nächsten Mittel zum Verderben betrachtet, auf eine solche Frage geantwortet haben wird. Er hat sich auch wirklich nicht gescheuet, dem ganzen menschlichen Geschlechte die unerhörtesten Vorwürfe zu machen. Er behauptet, alle gesittete Völker wären durch ihre Liebe zur Geselligkeit aus der Art geschlageen; die Ourang Outangs und die Pongos, zwo affenartige Geschlechter von Thieren, wären würdigere Geschöpfe, als alle ihre Mitglieder: und die eingerissene Begierde, sich vollkommener zu machen, würde sie aus einem Unglück in das andere jagen, ohne daß ihrem Elende jemals abzuhelfen wäre.

Das Manifest, das unser Bürger zu Genf sogleich in dem Eingange seiner Abhandlung an das ganze menschliche Geschlecht ergehen läßt, ist überaus schrecklich. Noch hat kein Weltbezwinger, der ein rebellisches Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten drohet, ihm den Krieg in so fürchterlichen Ausdrückungen angekündiget.

„Ich weiß, sagt er, es giebt ein Alter, bei wel„chem ein jeder einzelner Mensch gern stehen blei„ben möchte. Suche das Alter auf, (den Men„schen redet er an) bei welchem du wünschest, „daß dein ganzes Geschlecht stehen geblieben wä„re. Ueber deinen gegenwärtigen Zustand un„zufrieden, die deiner unglücklichen Nachkom„menschaft eine weit größere Unzufriedenheit „prophezeyhen, wirst Du vielleicht zurückkehren „wollen; und diese Gesinnung ist eine Lobrede „auf deine Vorfahren, eine Kritik über deine „Zeitgenossen, und ein Schrecken für diejenigen, „die das Unglück haben werden, nach dir zu le„ben.“ Ist dieses Maulgesperre nicht größer, als jenes, Blitz, Donner und Hagel, die rächenden Werkzeuge u. s. w.?

Quid dignum tanto feret hic
promissor hiatu?

Wir wollen uns bei der Art, mit welcher er seine seltsame Meinung zu behaupten suchet, nicht aufhalten. Neugierige Leser können dieses in der Uebersetzung nachlesen; die letzthin von die-

ser Abhandlung im Drucke erschienen ist*). Hingegen wird es Zeit seyn, unsern Lesern folgendes Sendschreiben mitzutheilen, das uns von unserm Correspondenten in der Schweitz ist zugeschickt worden. Man wird sich verwundern, zu was für einem wichtigen Entwurf diese Abhandlung Gelegenheit gegeben hat.

Meine Herren!

Sie verlangen zu wissen, wie man die Abhandlung des Herrn Rousseau, von der Ungleichheit unter den Menschen, in unsrer Republik aufgenommen hat, und ich werde Ihnen diese Nachricht um soviel lieber mittheilen, weil ich glaube, daß sie an dem Entwurfe nicht wenig Theil nehmen werden, zu welchem diese Schrift Anlaß gegeben hat, und der auf das Wohl des menschlichen Geschlechts abzielet.

*) Unter dem Titel: Abhandlung von der Ungleichheit unter den Menschen, und worauf sie sich gründe.

Kaum ist diese Schrift öffentlich erschienen: so hörte man auf allen Caffeehäusern, in allen Versammlungen, und sogar nicht selten auf der Rathsstube, für und wider das gesellschaftliche Leben mit vieler Hitze streiten.

So seltsam und so unerhört die Meinung des Weltweisen auch immer ist; so war es gewiß noch seltsamer, daß solche bittere und unangenehme Wahrheiten (wenn es anders Wahrheiten sind) in die Gemüther der Menschen sollen Eingang finden können. Ich glaube, es giebt eine Art, die Menschen wider sich selbst einzunehmen. Man muß ihnen nur dasjenige, was man vorzubringen hat, mit einer gewissen Zuversicht auf den Kopf zusagen: den Augenblik werden sie uns betreten angaffen, und die ungerechtesten Beschuldigungen nicht von sich abzulehnen wissen.

Es sind einige sogar weiter gegangen, als Rousseau selbst. Von einem zärtlichen Mitleiden mit unserm Elende durchdrungen, glaubten sie nicht, daß uns gar nicht mehr zu helfen stünde.

Sie

hielten vielmehr dafür, es wäre noch Zeit, den erwünschten ursprünglichen Zustand wieder herzustellen, und dieses Jammerthal in ein glückseeliges Paradies zu verwandeln, wenn man nur das verdammte Mein und Dein wieder aufheben, die Gesellschaften trennen, und die Menschen in die Wälder zurükjagen wollte, die sie zu ihrem Unglücke verlassen haben. „Sehet um euch, hörte man sie öf„ters sagen, sehet um euch, geliebte Mitbürger! „was für Jammer und Elend die verwünschten „Namen Gesellschaft, Eigenthum und Ungleich„heit der Stände, unter den Bewohnern der „Erde angerichtet haben! Straßenräuber, „Schmarotzer, Schmeichler, Diebe, Geizhälse, „und unersättliche Wucherer sind die Wirkungen „des Eigenthums. Blutschande, Ehebruch, Ei„fersucht und verliebte Verzweifelung haben wir „den eingeführten Ehen und den in den Gesell„schaften entstandenen Begriffen von Schönheit „zu verdanken; und Herrschsucht, Krieg, Ver„läumdung, Sklaverei und Verachtung würden

„aufhören, wenn wir die Gesellschaften ausein-
„ander jagen, und die Menschen einander gleich
„machen könnten. Wir wollen diesen unnützen
„Kram abschaffen, ich beschwöre euch darum,
„um der Menschlichkeit willen, um eurer eige-
„nen Glückseeligkeit willen, gehet in euch! Lasset
„euer Haar und eure Nägel wieder wachsen, es
„sind naive Zierrathen eines natürlichen Men-
„schen. Verlasset diese stolzen Gebäude, die-
„se fast unvergänglichen Denkmäler von der
„Thorheit Eurer Voreltern, und von euren bis-
„her gehegten Vorurtheilen. Traget aus dem
„nächsten Gebüsche Holz und Reiser zusammen,
„zündet ein Feuer an, und leget euren kindischen
„Hausrath und eure unnatürliche und der Ge-
„sundheit schädliche Kleidung darauf. Lasset
„die Flammen davon bis an die Wolken steigen,
„und alle elenden Bürger der Erde zur Nachah-
„mung aufmuntern. Wir wollen uns alsdenn
„bei diesem herrlichen Lustfeuer, wie die Wilden
„in den mayombaischen Wäldern, eine kleine
„Freude machen, und wenn es ausgebrannt ha-

„ben wird, zärtlich von einander Abschied neh„men, und uns niemals wiedersehen. Ein jeder „soll nacket, einsam und unsklavisch, das weite „Feld der Natur durchstreifen, und, wenn er „müde ist, sich an einen Bach hinlegen und un„gestöhrt schlafen. Wie glücklich, wie zufrieden „und wie ruhig leben nicht die Affen, die Ourang„Outangs und die Pongos! Sollte ihre benei„denswerthe Zufriedenheit euch nicht zur Eifer„sucht reizen können? Auch wir, geliebte Brü„der, auch wir können mit Eicheln unsern Hun„ger stillen, und mit Wasser unsern Durst lö„schen, und unter einer bejahrten Eiche der süßen „Ruhe pflegen: und was wünschen wir Thoren „mehr, als Essen, Trinken, Herumlaufen und „Schlafen?“

Sie können leicht denken, meine Herrn, wie diese thierischgesinnten Rathgeber mit ihren possierlichen Vorschlägen sind aufgenommen worden. Man gab ihnen zu verstehen, daß nur ein verwöhnter und menschenfeindlicher Sinn in der ganzen Gesellschaft nichts

als Straßenräuber, Ehebrecher und Tyrannen zu finden glaubet. Man müßte sehr unbillig seyn, sagte man, wenn man leugnen wollte, daß es auch tugendhafte Gemüther giebt, die sich in der Gesellschaft wirklich vollkommen gemacht haben. Aus bloß empfindenden Thieren sind sie denkende Geschöpfe, Nachahmer der Gottheit, und Bewunderer seiner herrlichen Werke geworden. Durch die Gesellschaft haben sie ihren Verstand gebessert, und sie wenden ihn zu nichts anders an, als göttliche Wahrheiten zu erkennen, und die Macht, die ihnen durch das eingeführte Eigenthum zu Theile worden ist, dient ihnen nur, andern wohlzuthun. Das erhabne Gefühl von ihrer eignen Würde; die innerliche Ueberzeugung von ihrer Rechtschaffenheit; die Liebe zu ihrem Nächsten; und das Vertrauen auf ihren allgütigen Schöpfer, füllen ihre Seele mit einer göttlichen Beruhigung, die von der dummen Zufriedenheit eines wilden Menschen eben so weit, als die Glückseeligkeit eines Engels von der eingeschränkten Glückseeligkeit eines Men-

schen entfernt ist. Alle ihre Bedürfnisse sind Triebe zur Glückseeligkeit; und wenn sie diesen Gnüge leisten wollen: so müssen sie sich die Unbequemlichkeiten gefallen lassen, die von dem gesellschaftlichen Leben, als dem einzigen Mittel zu ihrer Glückseeligkeit unzertrennlich sind. Man sei also vielmehr auf Mittel bedacht, dem Unfug und dem Mißbrauch der Geselligkeit am besten vorzubeugen, aber nicht um einiger Nichtswürdigen willen das herrliche Werk unsers erhabenen Werkmeisters zu entehren, und uns zu einem zukünftigen Leben mit nichts als thierischen Fähigkeiten auszurüsten.

Indessen mußte man den Widersachern der Geselligkeit eingestehen, daß es elende Geschöpfe unter den gesitteten Menschen giebt, die nur an dem Unfuge Theil nehmen, der zu der menschlichen Gesellschaft Gelegenheit giebt, und von ihren wahren Vortheilen nicht den geringsten Nutzen haben.

Man siehet täglich Leute, die nur deßwegen in der Gesellschaft der Menschen auferzogen zu

seyn scheinen, um die ganze Natur zu der Stillung ihrer unnatürlichen Begierden zu bequemen. Die Bemühung sich vollkommener zu machen, hat ihnen mehr gedient, ihre Einbildungskraft zu verderben, als ihre Einsichten zu erweitern. Sie eilen das Leben in einer beständigen Sehnsucht nach läppischen Vergnügungen hindurch, und die Liebe zu ihrem Nächsten ist bei ihnen nichts, als die Hoffnung, von ihnen mit gewissen Bequemlichkeiten besorgt zu werden, die in der That zu nichts anders dienen, als ihrem Körper die angebohrne Härte und Dauerhaftigkeit zu entziehen. Solchergestalt erwerben sie Unruh, quälende Bedürfnisse und einen hinfälligen Körper, statt jener Zufriedenheit, Selbstgenüglichkeit, und dauerhaften Gesundheit, die ihnen von der wohlthätigen Natur beschieden worden sind. Wie glücklich wären diese unmenschlichen Geschöpfe, wenn sie ihr Leben wie die Affen, ohne Verstand und ohne Unruhe dahinbringen könnten!

Ein Nachfolger des berühmten Abts von St. Pierre ist hiedurch auf den Einfall gerathen, folgenden Entwurf schriftlich bekannt zu machen, dadurch er dem Mißbrauche der Geselligkeit am besten Einhalt zu thun, und die Vorzüge des gesellschaftlichen Lebens zu vermehren gedenkt:

Patriotischer Entwurf,

den

Zustand der Menschen überhaupt glückseliger zu machen.

Man findet in allen Versammlungen von Menschen gewisse Bewohner der Erde, die durch die Geselligkeit keine vernünftige Menschen, sondern aus der Art geschlagene Thiere geworden sind. Ein wenig Einsicht, die sie in dem gesellschaftlichen Umgange erworben haben, hat sich bei ihnen mit einer verkehrten Einbildungskraft verbunden, dadurch erlangen sie unnatürliche Begierden, und lüsten täglich nach neuen Thorheiten. Die Bedürfnisse selbst, die bei einem Vieh unschädlich und sogar ersprießlich sind, verwan-

deln sich bei ihnen in rasende Begierden, die ihr eigen Mark verzehren, und ihr Leben mit Nachreu und Unzufriedenheit anfüllen. Je emsiger sie sich ihren Zustand zu verbessern bestreben, desto mehr nähern sie sich ihrem Untergange, und endlich werden sie es so weit bringen, daß ihnen nicht mehr zu helfen seyn wird.

Diese entarteten Geschöpfe arbeiten nicht nur an ihrem eigenen Verderben; sondern sie untergraben vielleicht die Ruhe, und die Glückseeligkeit aller wahren Menschen, weil sie dem äußerlichen Ansehn nach mit ihnen leicht verwechselt werden können, und daher zu tausend Unfug Anlaß geben. Es wäre sowohl aus Mitleiden mit diesen elenden Geschöpfen, als aus Menschenliebe zu wünschen, daß man solche Ungeheuer von den wahren Menschen trennen, und in die Wälder zu den natürlichen und noch nicht verdorbenen Thieren zurückschicken möchte. Man müßte aber auf ein Mittel bedacht seyn, ihnen die schädliche Einsicht, sammt den unnatürlichen Begierden, die aus dieser Einsicht entspringen,

vorher zu benehmen. Sonst könnten sie in kurzer Zeit die ganze Natur verwüsten, wenn sie aus der strengen Zucht der Menschen auf einmal frei gelassen werden sollten.

Allein dieser Schwierigkeit wäre sehr leicht abzuhelfen, wenn die Obrigkeit eines Staats das Elend dieser Creaturen zu Herzen nehmen, und daß Liebe zu ihren Bürgern folgende Anstalten verfügen wollten:

1) Müßten treue, redliche Vögte bestellt werden, die in allen Städten, Dörfern und Marktflecken, bei Hofe, auf den Coffeehäusern, in Rathsversammlungen und in öffentlichen Schauspielen, auf die Handlungen der Menschengesichter ein wachsames Auge haben sollten.

2) Sobald sie einen dergleichen Centauren bemerken, der sich unter die Menschen gemischt hat: müßten sie es unverzüglich einer dazu bestellten Commission ankündigen, die alsdenn das verdächtige Geschöpf bei nächtlicher Weile, um alles Aufsehen zu vermeiden, zur fernern Untersuchung würde einziehen lassen.

3) Weder Stand, Beruf, noch Geschlecht müßte für diese Prüfung schützen können, weil man überzeugt ist, daß solche Halbmenschen auf dem Throne nicht glücklich, und in Weibskleidern weniger menschliches besitzen, als ein gestriegelter Affe.

4) Findet man nun die Natur dieser Geschöpfe wirklich so verdorben, als die Vögte gemuthmaßet haben: so sollen sie allenfalls mit Gewalt (denn sie verdienen desto eher Mitleiden, je weniger sie ihr Elend kennen), in eine finstre Höhle gesperrt werden, in welcher einige wenige Strahlen, die durch ein enges Loch hinunter gelassen würden, von allen Gegenständen, die ihre Einbildungskraft verwirrt haben, nur sehr schwache Bilder auf eine gegenüberstehende Wand abmahlen. Man schraube ihnen die Köpfe zwischen zween Brettern dicht zusammen, und gebe ihnen täglich eine Portion von einem dummachenden Getränke ein, damit sie den schwindlichen Verstand nach und nach wieder verliehren, der ihr Unglück befördert hat.

5) Wenn man mit dieser Cur eine Zeitlang fortgefahren haben wird: so werden sich alle verkehrte Bilder in ihrer Seele auslöschen; das Gehirn wird wieder so glatt werden als eine wächserne Tafel, die erst frisch überstrichen worden, und Nägel und Haare werden wieder so schön gewachsen seyn, als wenn sie niemals von der Scheere verstümmelt worden wären.

6) Nachdem sie nun solchergestalt ihren erwünschten natürlichen Zustand wieder erlangt haben: so schicke man sie zu denjenigen Arten von Thieren hin, mit welchen sie die meiste Aehnlichkeit haben. Erfahrne Naturforscher werden dieses sogleich aus dem Berichte der Vögte von ihrer Aufführung abnehmen können; denn so entstellt auch ihre Neigungen und Triebe in der Gesellschaft waren, so behalten sie doch immer noch gewisse Spuhren an sich, die auf ihren Ursprung zeigen, und dem Auge eines scharfsichtigen Naturforschers nicht entwischen können.

7) Da nun diese menschlichen Thiere vermuthlich ihr Geschlecht fortpflanzen würden: so

kann man sich Hoffnung machen, unsere Wälder in kurzer Zeit eben so wohl von Pongos wimmeln zu sehn, als die Wälder in dem Königreiche Loango. Unsere Weltweisen werden alsdenn nicht nöthig haben, die beschwerlichen Reisen zu Wasser vorzunehmen, um die natürlichen Menschen in den entlegensten Wüsten aufzusuchen; denn sie würden Gelegenheit bekommen, in dem Schooße ihres Vaterlandes allerhand Versuche mit diesen einländischen Pongos anzustellen. Der Herr von V** selbst könnte alsdenn den Trost haben, bei den geschicktesten Arzneigelehrten von Europa zu bleiben, und dennoch die Natur dieser wilden Menschen eben so wohl zu untersuchen, als wenn er sich entschlossen hätte, die vorgeschlagene gelehrte Reise zu unternehmen. Man setzt aber zum voraus, daß ihn die Vögte nicht selbst verdammen werden, den letzten Rest seiner Tage unter diesen europäischen Pongos zuzubringen.

Dieser vortreffliche Plan hat allhier durchgehends Beifall gefunden. Man hat ihn dem

hiesigen Rathe vorgelegt, und die Versicherung erhalten, daß man in kurzem alle möglichen Maaßregeln ergreifen wird, ihn mit der öffentlichen Autorität zu unterstützen. Wenn dieses geschiehet: so verspreche ich Ihnen monatlich eine genaue Liste von allen Personen mitzutheilen, die bei dieser Generalvisitation werden eingezogen werden. Ich bin

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Unser Freund G., der Oeconomus ist gar nicht damit zufrieden, daß man diese Halbmenschen in die Wälder zurückjagen will. Er glaubet, sie könnten in ihrem thierischen Stande der Gesellschaft große Dienste leisten, wenn man sie Lasten ziehen, Maschienen treiben, oder vor dem Pflugschar spannen ließe. Allein wir sind nicht völlig dieser Meinung, und wären vielmehr geneigt, mit dem Herren H. einzustimmen, der die Schaubühne mit ihnen zu zu zieren vorgeschlagen hat. Wir glauben fast,

daß sie zur Besserung der Sitten, weit mehr beitragen werden, als die lebendigen Pferde, Trampelthiere, Elephanten, und Schafe, die man auf einem bekannten deutschen Theater mit Vergnügen gesehen hat.

Brief der Cenie

über die

Furcht vor dem Mai.

Meine Herren!

Ich bin ein Mädchen von neunzehn Jahren, das, wie es sein Spiegel lehrt, nicht unrecht aussiehet; und wenn ich meiner alten Französinn glauben will, so bin ich für eine Deutsche ziemlich artig. Sie können sich leicht einbilden, daß es mir nicht an Anbetern fehlen wird. Ein Schwarm von jungen Herrchen flattert beständig um mich herum, und bittet fußfällig um die Herrschaft über mein Herz. Ich zweifle, ob eine Fürstin ein zahlreicheres Gefolge haben kann, als ich habe, wenn ich mich öffentlich sehen lasse; und wenn ich aus dem Comödiensaal komme: so sind zwanzig Hände bereit, mir in den Wagen zu helfen. Die Wahrheit zu gestehen;

so spiele ich diese wichtige Person nicht ungern; und so, wie mein Herz bisher beschaffen gewesen, hoffe ich keinen von diesen unterthänigen Dienern, je als meinen Herrn zu erblicken. Sie sind auch meistens in ihrem Betragen so albern, daß ich die größte Thörin seyn müßte, wenn ich mich von ihren Läppereien einnehmen ließe. Den einzigen Leander nehme ich aus, der, wenn er auch sonst nichts Liebenswürdiges an sich hätte, doch wenigstens das Verdienst hat, daß er kein unvernünftiger Schmeichler ist. Allein ich finde an seiner ganzen Aufführung weiter nichts als Kleinigkeiten zu tadeln; und wenn ich mich entschließen könnte, meine Freiheit aufzugeben: so würde Leander die wenigsten Schwierigkeiten finden, mein Herz davon zu tragen. Er weiß es, daß ich ihn allen andern vorziehe, daß ich meinem Herzen nicht widerstehen werde, sobald ich bei mir selbst eine völlige Zuneigung zu ihm verspühren werde.

Seit einiger Zeit droht er mir mit dem Mai. Dieser Monat, glaubt er, würde mein Herz

sanfter machen und die Härte mildern, die mich gegen alle zärtliche Empfindungen fühllos macht. Er scheint sich zum voraus auf einen gewissen Sieg zu freuen, und hat mir schon so manche Stelle aus dem Zuschauer und aus dem Jüngling vorgelesen, darin das schöne Geschlecht vor diesem gefährlichen Monathe nachdrücklich gewarnet wird.

Es wird mir ziemlich bange, da ich den Mai heranrücken sehe; und ich glaube, daß mir die Furcht vor meiner Niederlage selbst schon einen nicht geringen Theil von meinem Muthwillen benommen hat. Gestern war ein angenehmer Tag, ich gieng unter den Castanienbäumen spazieren, und ich weiß selbst nicht, was da mein Herz beben machte. Ich konnte es merken, daß ich nicht so frei aus den Augen sah, wie gewöhnlich. Ich fing an wider meine Gewohnheit öfters tiefsinnig still zu stehen, sah mich schüchtern um, und ward unwillig, als mir der junge M. eben mit einer ungezogenen Schmeichelei in die

Quere kam. Wenn ich meiner Empfindung trauen darf, so fürchtete ich mich damals wirklich, dem Leander in das Gesicht zu kommen. Ich eilte nach Hause, verschloß mich in mein Zimmer, und war gewissermaßen mit mir selbst unzufrieden. Ich weiß nicht, ob ich diese Wirkung eben dem Mai zuschreiben sollte. Es kann ein bloßer Zufall gewesen seyn, der mir vielleicht öfters begegnet ist, auf welchen ich aber niemals so aufmerksam gewesen bin, als jetzt, weil mir Leander gewissermaßen eine Furcht eingejagt hat. Wenn ich aber bedenke, daß der Mai in allen Liedern besungen wird; daß im Mai alle Schönen für ihre Liebhaber Kränze winden; wenn ich mich erinnere, wie ernsthaft ein Dichter seiner Doris verweiset, daß sie ihn an einem gewissen Tage im Mai nicht immer küssen wollte; wenn ich alle Bäume, Gesträuche, oder nur meine Blumentöpfe betrachte, wie feierlich sie sich bei Herannahung des Maies zu großen Veränderungen anschicken: so dürfte ich fast dasjenige, was mir gestern begegnet ist, für Vorbo-

ten einer Veränderung in meinem Herzen ansehen. Ich fürchte, Leander wird siegen!

Ich möchte Ihre Meinung von der Würksamkeit des Monaths Mai wissen. Seyn Sie aufrichtig! Wenn es nur ein Vorurtheil ist, daß die jungen Herren und die Dichter zu ihrem Besten haben in den Schwung gebracht: so traue ich Ihnen Unpartheilichkeit genug zu, mir dieses Geheimniß zu offenbaren. Denn in Wahrheit, ich möchte nicht gern, daß mich die Jahrszeit in Leanders Hände liefern sollte, und daß das Wetter, auf mich eben die Wirkung thun sollte, als auf meine Blumenstöcke.

Cenie.

Antwort.

Wir rathen unserer liebenswürdigen Correspondentin, nur gutes Muths zu seyn. Es sind lauter Einbildungen mit den Frühlingstrieben, davon man so viel Wesens macht. Daß man doch nicht gar das Frauenzimmer mit den Thieren und leblosen Pflanzen vergleicht. Nein, liebes Kind! Ihr Geschlecht sind die edelsten Geschöpfe. Sie besitzen Freiheit. Verstehen Sie uns wohl: Sie sind beständig Meister von ihrem eigenen Herzen. Wir begreifen in der That nicht, warum die Westwinde, die im Frühling um Ihr Gesicht spielen, mächtiger auf Ihr Herz würken

sollten, als das Wehen ihres Fächers, das Ihnen doch niemals gefährlich gewesen ist? Die holden Gerüche von Blumen und Blüthen, davon im Mai die Lüfte erfüllet sind, können Sie eben so wenig zärtlich machen, als die duftenden Essenzen, die einen jungen Herrn auf zwanzig Schritt weit riechen lassen. Was haben Sie also zu fürchten? Irgend die angenehme Mischung von Farben, damit die Fluren prangen? O diese sind allzu altfränkisch, als daß sie einem artigen Frauenzimmer sollten gefallen können. Sie werden wenig von den Farben finden, die jetzt bei Hofe getragen werden; und was Ihnen an einem Stoffe nicht gefällt, das kann auf der Erde unmöglich Ihr Herz so außerordentlich rühren. Erwarten Sie also den Mai mit Standhaftigkeit! Dieses ist unser unmaßgeblicher Rath. — Wenn Sie aber die wirkliche Gegenwart des Mai's eines bessern belehren, und wider Vermuthen alle

Ihre muthige Entschlossenheit zernichten sollte: so haben Sie die Gütigkeit uns öffentlich zu beschämen, und der ganzen Welt unsre Unerfahrenheit zu erkennen zu geben.

Schreiben
eines
eifersüchtigen Ehemanns
nebst
der Antwort.

Meine Herren!

Ich bin froh, daß ich vor Ihnen unerkannt mein Herz ausschütten kann. Ich werde seit einigen Jahren von einem geheimen Kummer gequält, über welchen mein gleichmüthiger Sinn, der schon bei großen Unglücksfällen unbewegt geblieben ist, noch nicht hat siegen können. Mein philosophischer Stolz ist endlich gebeugt. Alle moralische Lehrbücher, die ich mit der größten Anstrengung durchgedacht, haben mich mein eignes Herz nicht kennen gelehrt. Ein einziger quälender Gedanke, dessen Richtigkeit ich deutlich genug einsehe, hat mich von Tag zu Tag unfreundlicher gemacht, und ich besorge endlich recht mürrisch zu werden, wenn ich ihn länger für

mich behalten sollte. Ich hatte mich gegen alle widrige Fälle, die mir hätten zustoßen können, gefaßt gemacht. Ich hätte die größte Dürftigkeit gleichgültig ertragen, und die feindseeligsten Verfolgungen mit Sanftmuth erwiedern können. Selbst treulose Freunde hätten mich nicht zu beunruhigen vermocht; und wenn mich der Himmel auch mit einer Xantippe heimgesucht hätte: so würde ich mich mit einer sokratischen Gedult in ihre Verkehrtheit geschickt haben. Allein die Vorsehung ist gütiger gegen mich gewesen, als ich es vielleicht verdient habe. Meine Feinde sind entweder so boshaft oder so mächtig nicht, mir zu schaden. Meine äußern Umstände lassen mir fast nichts mehr zu wünschen übrig. Ich lebe in einem Cirkel von auserlesenen Freunden, die ich stets über alles geliebt habe; und Isabella (so will ich sie nennen) die zärtliche Isabella, die seit einigen Jahren meine aufrichtige Liebe zu ihr gekrönt hat, besitzt das edelste Herz von der Welt. Ich könnte der glückseeligste Mensch seyn, wenn ich nicht selbst der Schöpfer meiner Unzufriedenheit wäre.

Ich muß Ihnen alle Veränderungen, die Ursache meines Kummers ohne Umschweife erzählen. Isabella hat die edle Gabe, daß sie eine ganze Gesellschaft mit ihren Gesprächen aufmuntern kann. So oft mich meine Freunde besuchen, (und dieses geschieht fast täglich) so oft ist sie die aufgeräumteste in der ganzen Gesellschaft. Ihr Witz ist edel und ihr Scherz lieblich, und auch von ernsthaften Dingen weiß sie mehr als weibisch zu urtheilen. Allein, warum verläßt sie ihre Lebhaftigkeit, sobald sie allein ist? Warum klagt sie oft über Unpäßlichkeit, über üble Laune, oder über ein niedergeschlagenes Gemüth, davon ihr selbst die Ursache unbekannt ist, da sie doch meinen Freunden nie etwas dergleichen blicken läßt? Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich Isabellens Tugend in Verdacht hätte; und ich würde ihre Liebe nicht verdienen, wenn ich noch daran zweifeln könnte. Und dennoch ist mein Herz nicht ruhig. O wie ungerecht bin ich gegen dich! liebenswürdige Isabella! und wie niederträchtig gegen euch! edle Freunde! Ich entsetze mich vor

dem Gedanken; ich bin auf euch eifersüchtig! und dennoch weiß ich diese innere Bewegung, diese wechselseitige Röthe und Blässe in meinem Gesicht, dieses verdrüßliche und niedergeschlagene Wesen, das ich wider meinen Willen verspüre, so oft ihre Einfälle von euch bewundert werden, nicht anders zu nennen. Ich kann alsdenn meine Unruhe ohnmöglich verbergen, und alle meine Mühe, mir einen freundlichen Blick anzuzwingen, ist vergebens. Meine Freunde, die es nicht anders als merken können, schreiben mein kaltes Betragen, meine einsylbigen Antworten einer stoischen Unempfindlichkeit zu. Wie muß es mich aber kränken, wenn ich erwäge, daß sie edler von meiner Unart denken, als ich von ihrer Unschuld zu denken vermögend bin. Ich habe mich öfters bemühet, in Abwesenheit meiner Freunde, meine liebenswürdige Isabella durch freundliches Zureden vergnügt zu machen; allein mein Herz war zu voll, als daß ich selbst hätte aufgeräumt seyn können. Ich seufzete, ward verdrüßlich, und war glücklich,

wenn ich sie verlassen konnte, ohne sie zu beleidigen.

Wie kömmt es aber, daß meine Vernunft nicht mächtig genug ist, einen so kleinen Verdruß zu überwältigen, da es mir noch an Standhaftigkeit nicht gefehlt, manchen wichtigen Unglücksfall muthig zu ertragen? Ich glaube, daß ich mehr stolz als tugendhaft bin. Ich muß mir auf meinen Heldenmuth etwas zu gute thun können, wenn meine Vernunft über einen Verdruß siegen soll. Ich muß mir schmeicheln können, ein anderer würde den Zufall nicht so leicht ertragen haben. Kurz: meine Eigenliebe ist der Götze, den ich mit dem Nahmen der Vernunft beehre. Hier, wo ich mich schäme, meine Unruhe zu gestehen, hier, wo man noch lange nicht tugendhaft zu seyn bedarf, wenn man gleichmüthig seyn will, hier verläßt mich die Eigenliebe, und ich bin ein Spiel meiner verkehrten Einbildungen.

Machen Sie, wenn es Ihnen gefällt, dieses Schreiben öffentlich bekannt. Ich will mich öffentlich erniedrigt sehen, und in vielen Händen meine Beschimpfung finden. Diese Demüthigung wird meinen Stolz rege machen; ich werde über meinen Wahn siegen, und troz allen eitlen Einbildungen zu meiner Pflicht zurückkehren. Ich werde meine Isabella ohne Argwohn lieben, und meiner Freunde Freund seyn.

Nennen sie mich, wenn Sie mir antworten wollen

Ihren
ergebenen
Clytander.

Ant-

Antwort.

Wir würden gegen den bedrängten Clitander ungerecht seyn, wenn wir ihn noch durch bittere Vorwürfe quälen wollten. Er ist selbst in seinem Argwohn noch ein zärtlicher Gemahl und ein aufrichtiger Freund, und sein Stolz ist ein edler Stolz, den er mit weniger Mühe in eine wahre Lieber zur Rechtschaffenheit verwandeln kann. Er vermeidet nicht nur den Tadel anderer, sondern er fürchtet seine eigene Verurtheilung; und wenn sein Herz in Kleinigkeiten noch widerspenstig ist: so hofft er es besiegen zu können, so bald er selbst nur die Häßlichkeit seiner kleinen Ausschweifungen nachdrücklich genug fühlen wird. Indessen scheint uns die liebenswürdige Isa-

bella noch mehr zu bedauern zu seyn. Ihr kleiner Fehler, von welchen wir sie dennoch nicht völlig lossprechen, scheint einem gewissen Temperamente und vielleicht der menschlichen Natur überhaupt angemessen zu seyn. Man ist natürlicher Weise in der Gesellschaft desjenigen, mit welchem man beständig lebet, nicht so sehr zur Munterkeit aufgelegt, als wenn Freunde von außen hinzukommen, denen man einige Stunden widmet. Der erste Verdruß, den sich Clytander über ihre anscheinende Gleichgültigkeit gemacht hat, mag Ursache gewesen seyn, daß sie nachher beide allezeit betreten gewesen sind, sobald sie die Gesellschaft verlassen hat, und nicht gewußt haben, was sie sich einander sagen sollen. Ja, ihre Klagen über Unpäßlichkeit und üble Laune scheinen keinen andern Grund zu haben, als ihren geheimen Kummer vor dem Clytander zu verbergen. Wenn sie beide zum Geständnisse kommen werden: so werden sie sich vielleicht verwundern, was für eine Kleinigkeit die Ursache eines so anhaltenden Verdrusses ge-

wesen ist. Dieser fröhliche Zeitpunkt kann um desto weniger weit entfernt seyn, je sehnlicher sie ihn beide zu wünschen scheinen. Und da es vermuthlich nur an einem Mittler mangelt, der ihnen gleichsam den Mund öfnet: so wünschen wir, daß dieses Blatt Ihnen Gelegenheit zur Aussöhnung geben möchte; und wollen Isabellen, wenn sie unsre Blätter liest, unmaßgeblich rathen, wenn sie von Clytandern einen Besuch vermuthet. Clytander wird so gütig seyn, uns zu melden, was unsere Vermittelung bei ihnen gewürkt hat.

Wir müssen indessen noch eine kleine Erinnerung an Clytandern ergehen lassen. Wir finden in seinem Schreiben, daß Isabella in der Gesellschaft seiner Freunde gesprächig, scherzhaft, und nicht selten ernsthaft ist. Daß sie aber auch in ihrer Gesellschaft zärtlich sey, davon meldet Clytander nichts; und wir vermuthen sehr, daß sie sich von ihren zärtlichen Empfindungen mit niemanden so gern unterhält als mit ihrem ge-

liebten Clytander. Hierauf bitten wir ihn, aufmerksam zu seyn. Wenn unsre Vermuthung gegründet ist, wünschen wir ihm Glück zu seiner Beruhigung. Er wird die glückliche Entdeckung machen, daß seine unvergleichliche Isabella die beste Eintheilung gemacht hat. Sie ist gegen ihren Liebhaber zärtlich, gegen seine Freunde liebreich, und vielleicht gegen alle Welt holdseelig und freundlich.

Sokrates
Gespräche
mit
dem Euthydemus
über
die Gottesfurcht und Gerechtigkeit.

Sokrates.

Sage mir, Euthydemus: was ist die Gottesfurcht?

Euthydemus. Es ist eine sehr vortreffliche Sache.

S. Was ist denn ein gottesfürchtiger Mensch?

E. Es ist ein Mensch, der die Götter verehrt.

S. Darf man die Götter nach seiner eignen Willkühr verehren?

E. Keineswegs, man muß die Gesetze in acht nehmen, die uns vorschreiben, wie man den Gottesdienst verrichten soll.

S. Wer nun die Gesetze beobachtet, weiß denn derselbige, wie man die Götter verehren soll?

E. Ich glaube ja.

S. Und wenn er nun weiß, wie man sie verehren soll: so wird er ihnen doch nicht anders dienen sollen, als er es weiß.

E. Dieses ist ausgemacht.

S. Und wer die Gesetze weiß, die von dem Gottesdienst handeln, der wird auch den Göttern nach diesen Gesetzen dienen?

E. Ohne Zweifel.

S. Wer aber den Göttern nach den Gesetzen dienet, dessen Gottesdienst wird vermuthlich recht seyn?

E. Ja, gewiß.

S. Und wer die Götter rechtmäßig ehrt, ist derselbe nicht gottesfürchtig?

E. Allerdings.

S. So haben wir denn nun die Beschreibung eines gottesfürchtigen Menschen gefunden, daß es derjenige sei, der lebendig weiß, wie man die Götter verehren soll.

E. Ich habe nichts dagegen zu sagen.

S. Dürfen aber die Menschen unter einander nach ihrem eigenen Gefallen umgehen?

E. Keineswegs; denn sie müssen gewisse Gesetze gegen einander in acht nehmen.

S. Die nun nach diesen Gesetzen leben, leben die recht oder unrecht?

E. Sie leben recht.

S. Und wer mit andern Menschen recht lebt, versteht der auch wohl, wie er mit den Leuten umgehen soll?

E. Wie mich dünkt.

S. Kann man aber wohl nach den Gesetzen leben, wenn man nicht versteht, was die Gesetze haben wollen?

E. Es ist unmöglich.

S. Und wenn ein Mensch weiß, wie er leben soll, meint ihr wohl, daß er nicht auch glauben werde, daß er solches thun müsse?

E. Er wird es freilich auch glauben.

S. Wißt Ihr wohl jemand, der anders thut, als er glaubt, daß er thun soll?

E. Ich kenne keinen.

S. So werden demnach diejenigen, die die Gesetze verstehen, welche die Menschen untereinander beobachten sollen, auch thun, was dieselben befehlen?

E. Das wäre zu wünschen!

Elegie

an

die Burg Zion

gerichtet.

Aus dem Hebräischen.

Vergißt du, Zion! der Deinen, die sclavisch in Fesseln jetzt schmachten? des Ueberrests jener unschuldigen Heerde, die vormals in deinen ruhigen Thälern geweidet? Nimmst du den Frieden nicht an, mit welchem sie Dich von allen Seiten begrüßen, dahin sie ihr Treiber zerstreuet? Den Gruß eines in Fesseln noch hoffenden Sclaven, dem wimmernd die Zähren, wie Tropfen des nächtlichen Thaues auf Hermon herabrollen. Zufrieden. Könnte sein Thränenbad nur Deine verlaßene Hügel befeuchten. O! Seine Hoffnung sinket noch nicht; jetzt da ich dein Elend beweine, gleiche ich der nächtlichen Eule, und wenn mir von deiner Erlösung

geträumt, wird mein frohes Gemüth, die Harfe deiner freudigen Danklieder Bethel, o diese Erinnerung bricht mir das Herz! dein Heiligthum deine unentweiheten Hallen! wo die Majestät Gottes sich sichtbarlich zeigte, wo des Himmels azurne Thoren sich niemals verschlossen, wo der Glanz der verherrlichten Gottheit leuchtete, und Sonne, Mond und Gestirne verlosch. O könnte ich mein banges Herz da ausgießen, wo Gottesgeist sich einst auf Israels Jünglinge ergoß. O seeliger Ort! der irdischen Thronen zu heilig, dem Throne der Herrlichkeit Gottes nur eingeweihet war. — Ach! jetzt haben verwegene Knechte dein Heiligthum entweihet. — O könnte meine Seele in trauriger Stille da einsam herumschwärmen, wo Gott sich deinen Sehern offenbaret! Wäre ich mit schnellen Fittigen versehen, wie weit wollte ich in die Irre herumschweifen, und mein von Jammer zerknirschtes Herz, dort zwischen den Trümmern deiner Palläste herumtragen. Dort würde ich mit mei-

nem Angesichte auf deine Erde dahin sinken, mich fest an deinen Steinen anschließen, und deinen Staub noch brünstig segnen. Könnte ich mich denn auf den Gräbern meiner verwe-seten Aeltern aufrichten, hier Hebron, das herrlichste der Gräber, verzweiflungsvoll an-staunen, dort jene Gebirge erblicken, die die grösten Lichter der Erde, deine Lehrer bede-cken, o so zög ich die Luft deines Landes dem Aether vor, den die Geister athmen, dein Staub wäre mir herrlicher, als alle Gewür-ze, und deine Flüsse süsser als Ströme von Honig. Mit welcher Wollust würde ich na-ckend und entstellt, jenen öden Grund besu-chen, wo deine Palläste geprangt, wo die Er-de sich aufthat, die Lade des Bundes, und dein Allerheiligstes im dunkeln Schooße aufzu-nehmen, daß sie kein ruchloser entheilige. Dort wollt' ich den Schmuck meines Hauptes auf deinen Gräbern hinstreuen, und jede Ver-wünschung, damit ich den Tag deiner Entwei-

hung belüde, wäre mir Verzweifelten ein wildes Vergnügen — = — = Nur ein wildes Vergnügen kann ich Verzweifelter noch fühlen; sonst jede Lust ist mir schnöde; so lange ich Löwen von Hunden, deine Fürsten von Sclaven zerfleischen sehe. Ich scheue das Tageslicht, das mir scheußliche Bilder zeigt, das mich Raben erblicken läßt, die deiner Heiligen Leichnahme in die Lüfte herumzerren. — Der du den Kelch der Leiden mischest.

Halt ein! Schon ist alles voll von deinem bittern Tranke. Nur eine kleine Erhohlung. Ich will alle meine Jammer erst noch einmal fühlen; ich will an Ohla, ich will an Ohliba gedenken, denn gieße den Rest noch über mich aus!

Ermuntere dich, Krone der Schönheit! Erwache Zion! Gedenke der Liebe, gedenke der Huld, die die Herzen deiner Gespielinnen

mit

mit mächtigem Reize gelockt. Sie sind es, die deine Verwüstung betrübt, die über dein Elend in Thränen zerfließen. Noch aus Gefangenschaft finsterer Kluft, sehnt sich ihr Herz nach dir hin, und wenn sie vor Gott die Knie andächtig beugen; so neigt sich ihr Haupt nach deinen Thoren zu. O dreimal seelige Burg! Kann Schinkor *) und Patrus **) mit ihrer stolzen Größe dir beikommen? Soll ich jenes entweihete Orakel mit deinem Urim und Thumim vergleichen? Können sie gesalbte Häupter, können sie Propheten, können sie Leviten und heilige Sänger aufweisen? — — O die Reiche der Abgötterei sind wandelbar, und werden im Rauche vergehen, nur deine Herrlichkeit währet für und für; denn der Herr hat dich zu seinem Aufenthalt erkohren. Heil dem Manne, der jetzt harret, und dann dein Licht

*) Babel.

**) Egypten.

im Aufgange jauchzend erblickt. Denn bricht dein Morgen auch über ihn aus, denn sieht er das Wohl, die Freuden der muntern Jünglinge, und die deine zugleich, daß du dich wieder verjüngst.

Des

Des

Rabbi Jedaja Hapnini Badraschi

Prüfung der Welt.

Aus dem Hebräischen.

Quelle der Verwesung! Mutter des Verderbens! Betrügliche Welt! Kann mir dein Dockenwerk ein Erbgut, dein Tand einen würdigen Genuß, ein daurendes Heil gewähren? Kann in dem Stammgrunde aller Unwesen ein wesentlich Gut liegen? Lange dachte ich deinem Herkommen, der Wurzel deiner Entstehung nach, vielleicht kannst du beglücken, vielleicht gebührt dir die Krone. Jedoch ich fand deinen Bau hinfällig, und deine Entstehung, Zerrüttung, in deinem Zusammenhange, dein trauriges Ende, und in deinen Bestandtheilen, deinen Untergang. Du entstehest durch die Fäulniß, und deine Mutter ist die Verwesung. Jetzt habe ich deine

Mängel erkannt, jetzt habe ich deine Schande aller Welt entdeckt, und ich soll dir noch feiern? Noch soll mich deine Schönheit bezaubern? Noch soll ich um deine Liebe buhlen? Kannst Du meinen Augen gefallen, wenn mein Herz dich verachtet? Wer vermag aus Wermuth einen schmackhaften Saft zu erpressen? Wer wird den Honig in dem Balge eines Löwen suchen?

Siehe! Du liebkosest den Ruchlosen, und hassest Leute von würdigen Verdiensten; du verwirfst den Kern, und wählst die Schale, versammlest ein niedriges Gesindel, den Pöbel um dich, winkst dem Nichtswürdigen, der in der Ferne steht, und stößest den Rechtschaffenen zurück, der sich dir nahet. O hierdurch zeigst du deinen Stand, die du Käufer herbei lockest, und Mängel und Gefahr feil bietest! Hierdurch rufest du mit der Fackel in der Hand selbst deinen Meineid aus, wenn du aus überschwänglicher Bosheit Könige von Throne stürzest, und den ver-

worfensten Schalk darauf erhebst. In die Thüren der Redlichen gräbst du Unsinnige das Zeichen der Verwüstung und des Umsturzes ein, deine wüthende Flamme verzehrt die Wipfel der erhabensten Bäume auf Libanon, und die Dornsträuche stehen sicher und unverletzt. Du übertünchest die abscheulichsten Todessünden, verfälschest das sichtbare, und versenkest die Schandflecken tief hinein.

Wem nützest du, erfahrne Betrügerin! deinen Lieblingen? Diese Weichlinge lockest du mit schlüpfrigen Worten, wie eine Metze, um ihren Mark zu saugen, und ihr Gebeine zu zerschlagen. Geschmückt, wie der Morgenstern in seinem lichten Glanze geschmückt, scheinest du dort an jenem Fenster, und verschwindest wenn ein Liebhaber die Augen nach dir lenkt. Dein Glanz schwärmt einen Augenblick um ihre Wohnung und in einem Nu ist er dahin; bald läßt du das Glück den Zipfel ihres königlichen Pompes nachschleppen, bald ist ihre Würde dahin,

der Fürst tritt in Lumpen daher, die ein Ruderknecht abgelegt. Jetzt strahlet Heiterkeit und Lächeln um ihre Stirne, und im kurzem sendest du deinen Zorn über sie daher, er kömmt, und Jammer, Tod und Verwüstung folgen ihm nach. Ich erzeige dir Ehre, wenn ich dich einem schnöden eigensinnigen Weibe vergleiche. Jetzt reicht sie uns Unterhalt, jetzt überhäuft sie uns mit Wohlthaten, wir ruhen in ihrem Schooße, wir sind ihre Lieblinge, jedoch jetzt ändert sich die Laune, die Feindseelige bricht, und kennt weder Bruder noch Liebling. — — — Die Stützen der Zeit sind wankend, ihre Riesengebirge sind an einem Haar befestigt, daß sich mit jedem Winde drehet. Jeder Augenblick wird von tausend Verwandlungen begleitet. Ich übersehe ihr stattliches Gefolge, und am Ende erkenne ich Eitelkeit und Schande; ich beschaue sie selbst, und siehe! eine Schlange hat sich um ihre Ferse gewunden. Je mehr sie mich anlächelt, je mehr versammle ich alle meine Gedanken, und rufe ihnen zu: Wisset, sie sinnt auf Bosheit! Ich aber stehe

da, wie ein verstummtes Lamm, bewundre und schweige; ich bedaure das Vergangne, erschrecke über das Gegenwärtige, und zittre für das Künftige, schleppe mich langsam, wohin sie mich leitet, und trage mit Widerwillen das Joch, das sie mir aufbürdet, bis meine Kräfte dahin sind, bis sich mein Mark verzehrt. Welch eine Menge Veränderungen, in welcher kurzen Dauer? Ein Heer von Schmach, das sich unter tausend wandelbaren Gestalten gezeigt! Der Weise hat Recht, den ich sonst einen Thoren gescholten, wenn er sagt, die Zeit ist ein göttliches Wesen, kein Sterblicher kann sie begreifen.

Noch sehe ich einen schwärmerischen Haufen ihre Gräuel bewundern, und sich im Staube bis zu ihr hinwälzen? Noch arbeitet der blinde Trieb, so oft er sie betrogen? Die Zeit tritt des Menschen Würde in Staub, erhebet seine Gräuel bis an die Wolken, und man freuet sich? Sie wirft mit Jammer und Qualen in allen Straßen um sich her, man sieht es und ist.

so ruhig, als wäre es ein Scherz. Man lauret auf Tänze, man kränzt sich mit Reben, man küßt die Dirnen, versenkt sich in Lüste, handelt um Lieder, man höret den Unglücksbothen nicht, und glaubet, er spotte?

Abhandlung

von der

Unkörperlichkeit

der

menschlichen Seele.

Erste Frage.

Kann die Materie in sich selbst die Kraft zu denken haben?

Ich glaube, die Unmöglichkeit sei erwiesen, und die Einwürfe wider die davon geführten Beweise betreffen meistens nur Ausdrücke, die man nicht vorsichtig genug wählen kann, weil die Sprache selbst für die Subtilität dieser Untersuchung zu ungelenkig ist. — Unter andern hat mir folgende Beweisesart sehr überzeugend geschienen. Man setzet als zugestanden voraus, daß die Vorwürfe in der Natur, das heißt, ausserhalb den denkenden Wesen jeder für sich sein

eigenes Daseyn hat. Ihre Verbindung gründet sich auf wechselsweise Verhältnisse und Beziehungen, die nicht in den Objekten allein anzutreffen sind, sondern um zu seyn erst gedacht werden müssen. Ein Haus z. B. ist, als Vorwurf genommen, von einem Steinhaufen nicht unterschieden. Wenn aber das denkende Wesen hinzu kömmt, die Theile vergleichet, und ihre Verhältnisse zum Ganzen wahrnimmt, so nimmt es in einem Steinhaufen Unordnung, in einem Gebäude aber Symmetrie und Regelmässigkeit gewahr. Ein wohlgeordneter Staat, und ein Haufe zusammengelaufenen Volks, worinn unterscheiden die sich? Blos durch die Verhältnisse und regelmäßige Beziehungen auf das Ganze, die aber nicht in jedem Bürger, wie er objektive existiret, sondern in der Vergleichung eines jeden mit allen übrigen anzutreffen sind. — Vater und Sohn, Stamm und Frucht sind an und für sich isolirte Geschöpfe, aber in ihrem Verhältnisse als Ursache und Wirkung betrachtet, stehen sie in Verbindung.

Gesetzt, jedes Objekt werde auch in einem besondern Theile der denkenden Materie eingedrückt, so hat jeder Eindruck, so wie jeder Vorwurf sein isolirtes Daseyn. Wenn nun z. B. A. B. C. D. Objekte, und a. b. c. d. Theilchen der denkenden Materie sind, so wird jedes denkende Atom a. sich den ihm zusagenden Vorwurf A. vorstellen, u. s. w. Wo werden aber die Verhältnisse und Beziehungen dieser Objekte wahrgenommen werden? Nicht in einem von diesen Atomen; denn jedes kennet nur seinen Gegenstand, und zu den Verhältnissen muß jedes mit allen verglichen werden. Auch nicht in allen zusammengenommen; denn das Zusammennehmen selbst setzet ein Wahrnehmen der Beziehungen und Verhältnisse voraus, ohne welches jedes ewig für sich bleibet, und mit andern kein Ganzes ausmacht. Wir müssen also zum Wahrnehmen der Verhältnisse und der Beziehungen die eine Vergleichung erfodern, außer den Theilchen a. b. c. d. noch ein besonderes Theilchen der denkenden Materie e. z. B.

annehmen, dem wir dieses Geschäfte auftragen. Dieses Theilchen würde die Eindrücke an den Vorwürfen A. B. C. D. alle haben müssen, um sie mit einander vergleichen zu können. Wenn dieses kleine Theilchen e. wiederum aus kleinen Theilchen bestünde, so würden sich die Eindrücke abermals entweder zerstreuen, oder jedes kleinere Theilchen sie alle besitzen müssen. In dem ersten Falle verschwindet die Möglichkeit der Gegeneinanderhaltung; in dem letzteren aber müssen wir doch am Ende auf ein untheilbares kommen, das die Eindrücke aller Vorwürfe A. B. C. D. vereiniget, und zugleich die Fähigkeit hat, sie miteinander zu vergleichen, und ihre Verhältnisse und gegenseitigen Beziehungen wahrzunehmen.

Dieses untheilbare, einfache Wesen, das alle Eindrücke aufnimmt, das sie gegeneinander halten, auf einander beziehen, und mit einander vergleichen kann, ist von der theilbaren, zusammengesetzten Materie wesentlich unterschieden.

schieden. Wir nennen es zum Unterschiede Seele.

Ich kann dem Gegner die Wahl lassen, ob er die Materie aus lauter solchen untheilbaren denkenden Atomen bestehen, oder nur eine einzige untheilbare, denkende Substanz in die organisirte Materie setzen will, welche von allen Objekten Eindrücke annimmt und vergleichet. In beiden Fällen ist es nicht die Materie, oder das zusammengesetzte Wesen, welches denkt, sondern das einfache, das untheilbare, nur daß wir in dem ersten Falle, anstatt die Seele mit den Materialisten zu einem körperlichen Wesen zu machen, vielmehr den Körper selbst in eine Sammlung von Seelen verwandeln. Mit einem Worte: zum Denken muß vieles in einem versammlet werden; die Materie aber ist niemals eine Substanz, denn sie besteht aus trennbaren Theilen, deren jeder für sich bestehen kann.

Zweite Frage.

Wenn die Materie auch ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist, kann ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen?

Dieser Einwurf pflegt durch das Ansehen eines großen Mannes unterstützet zu werden. Locke hat ihn irgendwo in seinen Schriften vorgebracht, und seit der Zeit ist er von manchem Schriftsteller wiederholet worden, mit einem Triumphe wiederholet worden, als wenn sich gar nichts darauf antworten ließe. Allein ich glaube, der Engländer selbst hat seinen Einfall für so unüberwindlich nicht gehalten.

Die Cartesianer lehrten: wenn der Körper des Denkens fähig seyn sollte, so müßte sich durch Ausdehnung und durch Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen lassen. Nun sind aber Gedanken und Ausdehnung, Bewegung und das Wahrnehmen, oder inneres Bewußtseyn der Bewegung von ungleicher Natur, von disparaten Eigenschaften; denn man

mag die Theilchen versetzen und verbinden, wie man will, so entstehet daraus noch kein Begriff, keine Vorstellung von der Versetzung, kein Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Daraus schlossen sie also, daß das Ausgedehnte blos beweglich sey, das Denken aber einer nicht ausgedehnten Substanz, die der Bewegung unfähig ist, zukommen müsse.

Da man durch diese Gründe nur zu beweisen schien, daß die Gedanken der Materie nicht natürlich sind, so fragte Locke mit Recht, ob nicht die Allmacht der Materie eine Kraft verleihen könnte, die sie von selbsten nicht haben würde?

Wenn aber das wahr ist, was im Vorhergehendem ist bezeugt worden, wenn zum Denken viele Substanzen in einer einzigen durch die Vorstellung zusammen kommen müssen, und die Materie niemals aufhört aus vielen zu bestehen; so ist das Denken der Materie so schlechterdings unmöglich, so unmöglich es ist, daß ein Viereck zugleich ein Zirkel seyn sollte.

Sich in einem solchen Fall auf die Allmacht berufen, hieße mit jener guten Frau, ohne in eine Lotterie gesetzt zu haben, sich den höchsten Gewinnst wünschen; denn bei Gott ist alles möglich.

Ich läugne es indessen nicht, daß selbst nach der angeführten Cartesianischen Methode der Zweifel des Englischen Weltweisen auf eine sehr einleuchtende Weise gehoben werden könne. Man kann beweisen, daß die Eigenschaften sich nicht mittheilen lassen, und daß die Allmacht selbst keinem Wesen eine Eigenschaft zulegen kann, die ihm seiner Natur nach nicht zukömmt. Ich werde hier ein Gespräch hersetzen, das über diesen Punkt zwischen Hylas und Philonous vorgefallen, in welchem der letztere diesen Gedanken durch ein in die Augen leuchtendes Gleichniß ausführt.

Hylas.

Und wenn auch die Materie an und für sich nicht denken kann, wird ihr die Allmacht Got-

tes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philonous.

Wir wollen sehen. Die Allmacht läßt am Dorne Rosen wachsen; wie fängt sie dieses an? Erschafft sie etwa jährlich in der Rosenzeit frische Knospen aus dem Nichts, und befestigt sie an den Strauch?

Hylas.

Das thut sie nicht; sie hat vielmehr in den Dorn den Saamen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit Rosen hervorsprossen.

Philonous.

Wer den Rosensaamen zergliedern, und seinen innern Bau mit mikroskopischen Augen betrachten kann, wird er nicht deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Saamen durch die Entwicklung Rosen aufblühen können?

Hylas.

Wenn seine Sinne zart, oder die Instrumente vergrößernd genug sind.

Philonous.

Wenn aber die Allmacht am Rosenstocke, der nur Rosensaamen führet, Zitronen wollte wachsen lassen, würde sie nicht diese dem Strauche unnatürliche Früchte besonders erschaffen, und an den Stängeln befestigen müssen?

Hylas.

Nicht anders; aber alsdenn würden die Früchte nur am Rosenstocke zu wachsen scheinen; nicht wirklich wachsen.

Philonous.

Mehr als einen bloßen Schein, dünkt mich, kann die Allmacht selbst in diesem Fall nicht erhalten, sie müßte denn den Rosendorn in einen Zitronenbaum verwandeln, das heißt nach der Sprache einer gesunden Philosophie, den Rosendorn vernichten, und einen Zitronenbaum an die Stelle setzen.

Hylas.

Es verstehet sich, das in diesem Fall die Allmacht noch weit weniger ihren Entzweck erreichen würde.

Philonous.

Sie wird also die Zitronen erschaffen, und mit dem Rosenstrauche verbinden. Wie aber? der Stamm führet ja keine Zitronensäfte, woher werden die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas.

Die Allmacht würde sie aus der Luft, oder sonst woher versorgen müssen.

Philonous.

Gut! wenn also der Stock vergehet, haben die Zitronen mehr als ihre Stütze verloren?

Hylas.

Sicherlich nicht, da sie der Stamm weder hervorgebracht, noch genährt hat: aber was thut dieses zu meiner vorgelegten Frage?

Philonous.

Ich glaube von ihrer Auflösung nicht weit entfernt zu seyn. Man hat mir eingeräumt, daß die Materie an und für sich nicht denken könne, das heißt, daß sie vermöge ihrer inneren Struktur unendlicher Gestalten, Farben,

und Bewegungen, aber keines Gedankens fähig sey.

Hylas.

Richtig! ich gebe es zu, daß Descartes dieses so gut als erwiesen hat.

Philonous.

Der Grund zu den Gedanken liegt also nicht in der Materie, so wenig als Zitronensaamen im Rosendorne. Aber Gott soll der Materie die Kraft zu denken mittheilen, muß er nicht diese Kraft besonders erschaffen, und mit der Materie verbinden?

Hylas.

Nicht anders; so wie wir an unserm Beyspiel gesehen.

Philonous.

Dadurch aber erlanget die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken, und sie kann ihr in der That so wenig eigenthümlich werden, als am Rosenstocke wirklich Zitronen wachsen können.

Hylas.

Ich muß auch dieses zugeben.

Philonous.

Die Frage war also nicht, ob die Allmacht der Materie die Eigenschaft zu denken mittheilen könne; denn dieses ist unmöglich: sondern ob sie nicht eine Kraft zu denken erschaffen, und mit der Materie verbinden könne; und siehe, mein Freund! dieses hat sie wirklich gethan. Sie hat mit gewissen Portionen von organisirter Materie eine besonders erschaffene Kraft zu denken verbunden, und beide zusammen machen das lebendige Thier aus. Wie die Früchte zu einem fremden Stamme, so verhält sich die Kraft zu denken zur organisirten Materie. Am Ende kann diese vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verlieret.

Dritte Frage.

Sollte die Seele nicht mit dem Körper vergehen? Sie wächset mit demselben, leidet mit demselben, richtet sich in allen ihren Veränderungen nach demselben, und im Alter wird sie schwächer, so wie der Körper nach und nach abnimmt. Ein derber Schlag auf die Hirnschale verwandelt das größte Genie in einen Dummkopf. Sollte nicht die Kraft zu denken ganz aufhören, wenn der Körper nicht mehr ist?

Ich habe Spiegel in meinem Zimmer, in welchen sich alles abbildet, was in dem Zimmer vorgehet. Die Bilder in denselben richten sich nach den Gegenständen in Absicht auf ihre Lage, Farbe, Größe, Figur, und Bewegung. Aber die Spiegel haben ihr besonderes Daseyn, und hangen in Absicht auf dieselben nicht von den Gegenständen ab.

Sollte es mit der Seele des Menschen eine andere Beschaffenheit haben?

Es scheinet nicht. Sie stellet sich alles treulich vor, was irgendwo im Gehirne, da wo der Sammelplatz der Empfindung seyn mag, vorgehet; dieses deutlich, jenes dunkel; dieses mit lebhaften, jenes mit schwächern Farben; manches mit Lust, manches mit Unlust, nachdem das materielle Bild, oder der Eindruck im Gehirne diese oder jene Beschaffenheit hat. So lange diese materielle Bilder jedes seinen angemessenen Grad von Licht und Stärke hat, siehet auch die Seele das Hervorstehende und Lebhafte in dem Bilderreiche mit Bewußtseyn, oder in einer Erhellung, in welcher sich auch die Theile unterscheiden lassen; das übrige aber zeigt sich ihr in einer allmähligen Abnahme von Licht und Schatten, die ihrer Fähigkeit sehr angemessen ist. In diesem Zustande hat sie auch das Vermögen zu denken, das ist, ihre Aufmerksamkeit, auf welchen Theil des Vorwurfs ihr gutdünkt, mit Freiheit zu richten, die Be-

griffe abzusondern, mit willkührlichen Zeichen zu verbinden, und sie nach Belieben zu zergliedern, zusammenzusetzen, mit dem Vergangenen zu vergleichen, und das Zukünftige zu vermuthen. Sind die materiellen Bilder im Gehirne zerrüttet, und ihr Helldunkel mit der Wahrheit nicht übereinstimmend; so wird die Seele nach sehr richtigen Regeln und falschen Berichten nicht anders als auf falsche Folgen kommen können. So scheinet es dem Wahnsinnigen und Fieberkranken zu gehen. Räumet dem Wahnwitzigen das ein, was er durch die Evidenz der Sinnen nicht in Zweifel ziehen zu können glaubet; so werdet ihr auch den größten Theil seiner Folgen zugeben müssen, die euch nur unsinnig schienen, so lange ihr die Voraussetzung nicht wisset, zu welcher die Seele durch die falschen Berichte der materiellen Begriffe verleitet worden.

Sind aber die Farben gleichsam verloschen, dergestalt, daß alle Bilder ohngefähr gleiches Licht haben, und keines merklich hervorsticht,

so höret das Bewußtseyn der Seele auf, und zugleich ihre Herrschaft über die Aufmerksamkeit. Dieses geschiehet, wie es scheinet, im Schwindel, im Schlafe, und in der Ohnmacht; daß sich alle Vorstellungen der Seele in diesem Zustande völlig verlieren sollten, ist nicht möglich. Wenn ein starker Eindruck in die Sinne den Schlafenden aufweckt; so muß der schwächste nicht unterlassen, wenigstens eine sehr schwache Empfindung zu erregen. So auch mit dem Ohnmächtigen, wenn der flüchtigste Geist, oder ein Stich in die Haut ihn wieder zu sich bringen können, so muß der unmerklichste Geruch, die leiseste Berührung der Haut eine ihr angemessene Wirkung im Gehirne, und folglich auch in der Seele hervorbringen. Das Starke und Schwache ist sich, der Natur so wie der Wirkung nach, gleich, und nur dem Grade nach unterschieden. Wenn die starke Ursache eine Wirkung zeuget, so kann auch die schwächste Ursache nicht ganz ohne Wirkung seyn. Da nun die Gliedmassen der Sinne eines Betäub-

ten, eines Ohnmächtigen, eines Schlafenden nicht ganz ohne Eindrücke sind, so müssen diese, so schwach sie auch immer seyn mögen, im Gehirne einige Veränderung hervorbringen, und diese Vorstellungen erzeugen, aber schwache, der Ursache gemäße, unter welchen sich keine ausnimmt, und die Aufmersamkeit auf sich lenkt. Daher die Betäubung, der Mangel des Bewußtseyns und der Besinnung in diesem Zustande; der auch aufhören muß, sobald ein Gegenstand mit Heftigkeit in die äussern Sinne wirkt, und einen Eindruck von ausnehmender Stärke hervorbringt. Daher das größte Genie in einen Dummkopf verwandelt werden kann, wenn durch eine gewaltsame Erschütterung des Gehirns die Bilder verrücket, in Unordnung gebracht, in ein schwaches oder gar falsches Licht gesetzet worden sind. Der große Geist wird im Wachen nicht viel anders seyn, als er sonst im Schlafen gewesen ist.

Alle Veränderungen im lebendigen Körper beweisen also nur, daß die Gedanken mit den

sinnlichen Eindrücken im Gehirn in Verbindung stehen. Aber wo im Gehirne?

Die Erfahrung lehret, daß man ansehnliche Stücke vom Gehirne ohne Verletzung der Seelenkräfte verlieren kann, zur Verwunderung für diejenigen Weltweisen, die schon jeder Portion des Gehirns ihre Seelenkraft, und beinahe jeder Fiber ihren Begriff angewiesen haben. Man sahe nunmehr wenigstens, daß das Gehirn nicht allenthalben eine Werkstatt der Seele seyn kann. Andere, die einen bestimmten Theil des Gehirns zum Sammelplatz der Empfindung angegeben haben, sind nicht weniger durch die Erfahrung widerleget worden. Man kennet fast keine Stelle im Gehirne, die nicht hätte weggenommen, verhärtet, aufgelöset, oder verweset seyn können, ohne daß der ganze Tod unmittelbar darauf gefolget wäre. Eine harte Erschütterung des Gehirns scheinet die Werkzeuge des Lebens und der Empfindung mehr zu verletzen, als die Beschädigung oder Hinwegnehmung irgend eines Theils des Ge-

hirns selbst. Gleichwohl können wir aus allem, was wir von der menschlichen Natur wissen, nicht anders schließen, als daß die Empfindungen aller Sinne vermittelst der Nerven irgendwo im Gehirne zusammenlaufen und sich vereinigen müssen.

Die Zergliederung von der einen Seite giebt den größten Anlaß dieses zu vermuthen, und die Natur der sittlichen Erkenntniß setzet es ausser allen Zweifel. Ja nach der Voraussetzung der Materialisten ist dieses noch nothwendiger: denn wenn die Eindrücke des Gesichts und des Gefühls z. B. nicht irgendwo in der Materie zusammenkämen, wie könnte die denkende Materie sich miteinander vergleichen, wie doch augenblicklich geschehen muß, wenn wir die Urtheile des einen Sinns durch den andern Sinn verbessern und berichtigen.

Ich halte es nicht für unmöglich, daß irgend ein unsichtbarer Theil im Gehirne, den die Zergliederer vielleicht vergebens suchen, der Vereinigungspunkt aller Eindrücke seyn könne.

Der

Der kleinste Theil der Materie kann noch zusammengesetzet, und mannigfaltig genug gebildet seyn, um alle diese Eindrücke anzunehmen; ja nach den Begriffen, die ich mir von der Materie mache, getraue ich mir nicht mit Gewißheit zu behaupten, daß nicht die kleine wundervolle Maschine im Nervensaft anzutreffen, und das Gehirn selbst bloß die Werkstatt sei, in welcher dieser empfindende und bewegende Lebenssaft abgesondert und zubereitet werde. Von dieser Werkstatt des Nervensafts — — jedoch es ist hier der Ort nicht, diese Hypothese auseinander zu setzen. Wenn ich sie noch so wahrscheinlich machen könnte, so würde ich mich dennoch nicht getrauen, auf derselben weiter fortzubauen, oder sie für mehr als bloße Hypothese zu halten. Man nehme an, welche Vermuthung man will, oder welches noch rathsamer ist, man lasse die Frage, den Vergnügungsort der Empfindungen betreffend, noch dahin gestellet seyn, so scheinet doch dieses wenigstens ausgemacht, daß von dem Untergange des Körpers, von dem

Verwesen des sichtbaren Gehirns nicht auf den Untergang, oder die Verwesung der Seele zu schliessen sei. Ein beschädigtes Glied, ein gereizter Nerv kann die Seele durch die Schmerzen, die er verursacht, verwirren, oder durch angenehme Empfindungen vergnügt machen; aber ein abgesondertes Glied, ein zertrümmerter Nerv steht mit der Seele in keiner Verbindung mehr, und läßt sie gleichgültig. Das Gefühl verbreitet sich auf alle Nerven, die mit dem eigenthümlichen Werkzeuge der Seele ein Ganzes ausmachen, und ziehet sich gleichsam aus allen Theilen zurück, die vom Ganzen abgesondert werden. Nicht anders ist es mit dem Gehirne. So lange es das Werkzeug der Seele ist, muß diese alle Unordnungen fühlen, die in jenem vorgehen. Durch die Verwesung höret es auf, mit der Seele in Gemeinschaft zu stehen, und verliehret die Eigenschaft eines Werkzeuges der Empfindungen. Die Seele kann nicht wie das Gehirne aufgelöset werden; denn sie bestehet nicht, wie das Gehirne, aus kleineren Theilen,

die nach den Gesetzen der körperlichen Natur zusammenhangen. Sie ist eine unzertrennliche Einheit, die den Gesetzen der Mechanik nicht unterworfen seyn kann. Entweder sie muß völlig in Nichts verwandelt werden, oder sie schränkt sich auf ein feines Werkzeug ein, das mit dem Gehirne nicht zugleich aufgelöset werden kann, und vielleicht, wie überhaupt in der Natur zu geschehen pflegt, mit der Verwesung des Gehirns, eine neue Organisation annimmt. In der gesammten Schöpfung geschiehet keine Trennung ohne eine neue Zusammensetzung, keine Zerstörung einer Form, ohne daß in den unsichtbaren Theilen derselben sich eine neue Form zu bilden anfange, die mit der Zeit sich dem Sinne offenbaret. Jeder Untergang zielet auf eine Entstehung, jeder Tod bahnet den Weg zu einem neuen Leben.

Wem diese Vermuthung zu kühn scheinet, dem bleibet kein anderer Weg, als die Seele schlechterdings vernichtet werden zu lassen, denn auf keine andere Weise kann ein einfaches We-

sen aufhören zu seyn: und eine Kraft zu denken muß entweder wirklich denken, oder aufhören zu seyn. Allein wo finden wir Vernichtung in der ganzen Natur? — Welches Stäubchen gehet in dem gesammten Weltall verloren? — Welches Wesen höret auf zu seyn? — Welche ursprüngliche Kraft verlieret ihre Thätigkeit? — Das Zusammengesetzte wird aufgelöset, ein Theil wird von dem andern in Bewegung gesetzt, eine Kraft von der andern in ihrer Richtung verändert. Bald kommen Grundkräfte zusammen, innere Thätigkeit des Ganzen zu bilden; bald wird die Thätigkeit des Ganzen wieder in ihre Grundkräfte aufgelöset; aber Zernichtung übersteigt die Kräfte der gesammten Natur. Alle Weltkörper zusammen genommen können kein Sonnenstäubchen in Nichts verwandeln, können die Bewegungskräfte eines Atoms nicht unterdrücken. Sie werden auf dasselbe wirken, aber nicht ohne von demselben durch eine verhältnißmäßige Gegenwirkung in etwas verändert zu werden. So gering

diese Veränderung auch seyn möchte, so beweiset sie doch das Daseyn des Gegenwirkenden, und die Aeußerung seiner Kraft, die der ganzen Natur unüberwindlich ist. Zwischen Seyn und Nichtseyn ist eine Kluft, die die Natur nicht übersteigen kann; sie kann so wenig Etwas in Nichts verwandeln, als sie aus Nichts Etwas hervorbringen kann.

Ich fodere nicht mehr für die Seele, als man mir für jedes Dunsttheilchen einräumt; nicht mehr für die Kraft zu denken, als man jeder einfachen Bewegungskraft zugestehet. Wäre sie die Kraft eines zusammengesetzten Wesens; so würde sie, wie die zusammengesetzten Bewegungskräfte, in ihre Elemente anfgelöset werden; da sie aber nicht aus Elementen bestehet, so findet diese Art des Unterganges nicht Statt, und eine völlige Zernichtung ist allen Naturkräften unmöglich.

Vierte Betrachtung.

Ueber die Gedanken des Herrn d'Alembert die Spiritualität der Seele betreffend.

Herr d'Alembert (ſiehe deſſelben Melanges de Litterature d' Hiſtoire & Philoſophie Tom. II. pag. 105.) führet einige Schwierigkeiten an, die dem Weltweiſen im Wege ſtehen ſollen, ohne Hülfe der Religion, und wenn man ſeinen Worten trauen darf, ſogar ohne Hülfe einer entſcheidenden Kirche ſich von der Immaterialität der Seele zu verſichern. Er giebt zwar das Uebergewicht der Gründe für die Geiſtigkeit der Seele zu; allein die Dunkelheiten, die man gleichwohl nach dieſer Vorausſetzung allenthalben wahrnimmt, ſollen ſich nicht anders, als durch den Glauben zerſtreuen laſſen. Man erlaube mir, die Gedanken dieſes Weltweiſen zu prüfen. Wir wollen ſehen, ob wir das Anſehen eines Papſtes, oder einer Kirche brauchen, um dieſen Knoten zu zerhauen.

Zuförderst muß ich erinnern, daß Herr d'Alembert die Beweise für die Spiritualität eben nicht in ihrer größten Stärke vorträgt. Er schränkt sich blos auf die schwache Bemerkung ein, daß zwischen Ausdehnung und Gedanken nicht das geringste Verhältniß zu bemerken sei; qu'il n'y a en effet aucun rapport apparent &c. und dieses sind die Gründe, die er davon anführt:

Ein Marmorblock scheint weder Empfindung, Begriffe, Willen zu haben, noch derselben fähig zu seyn; zwischen der Materie, aus welcher der Marmorblock, und derjenigen, aus welcher der menschliche Körper bestehet, sind oder scheinen keine andere als materielle Unterscheidungen zu seyn, in Figur, Farbe, Weichheit und Härte der Theile, und in der Flüssigkeit einiger derselben; zwischen dem menschlichen Körper und einem Uhrwerke, das einige Verrichtungen desselben nachahmet, wie die Mechanik zuweilen hervorbringet, ist der Unterschied noch geringer. Warum sollte jener Em-

pfindung und Gedanken haben, dieses aber nicht? Was scheinet zwischen der Hand eines Leichnams, die man am Feuer hält, und der Hand eines Lebendigen, die demselben ausgesetzt ist, für ein anderer Unterschied zu seyn, als die Bewegung des Bluts, die in jener gehemmt ist? Und was für Verhältniß scheinet zwischen der Bewegung des Bluts und der Empfindung Statt zu finden, die der Lebendige hat, der Leichnam aber nicht hat? Diese einfältige Betrachtungen, setzt Herr d'Alembert hinzu, beweisen sie nicht hinreichend, das Empfinden und Denken einer andern Quelle zuzuschreiben sei, als der Materie? Ich glaube den Leser in den Stand gesetzt zu haben, diesen in der That etwas zu leicht scheinenden Gründen einiges Gewicht beizulegen. Alles, was der menschliche Körper vom Marmorblock verschiedenes hat, läßt sich auf Bewegung zurückführen; denn die Organisation selbst ist nichts anderes, als die Zusammensetzung gewisser materieller Theile, wodurch das Ganze zu diesen oder jenen Be-

wegungen aufgelegt wird. Nun ist die Bewegung nichts anders, als die Veränderung des Orts oder der Lage; diese Verändrung selbst aber ist noch von der Vorstellung dieser Veränderung sehr weit unterschieden, und es leuchtet in die Augen, das durch alle mögliche Veränderungen in der Welt, sie mögen noch so zusammen gesetzt seyn, kein Wahrnehmen dieser Veränderungen zu erhalten sei, und daß also durch die künstliche Organisation der Materie keine Vorstellung hervorgebracht werden könne. So weit reichen die Gedanken des Cartesius; die zwar überführend sind, aber noch einige Dunkelheit zurücklassen. Hingegen setzet die Betrachtung die oben hinzugefügte Streitfrage in das helleste Licht, und entscheidet völlig für die Spiritualität. Alle Materie bestehet aus Theilen; das Ganze kann keine Kraft haben, davon die Elemente nicht auch den Theilen zukommen. Wenn die einzelnen Vorstellungen so in den Theilen der Seele isolirt wären, wie die Gegenstände in der Natur, so wäre das Gan-

ze nirgends anzutreffen. Wir würden kein Haus, sondern isolirte Steine, keine Harmonie, sondern isolirte Töne, kein Ganzes, sondern einzelne Theile denken; wir würden die Eindrücke verschiedener Sinne nicht vergleichen, die Vorstellungen nicht gegen einander halten, keine Verhältnisse wahrnehmen, keine Beziehungen erkennen, das ist, weder denken noch empfinden können. Denn in den einfachsten sinnlichen Empfindungen liegen Verhältnisse und Beziehungen verborgen, die wir wahrnehmen müssen, wenn die Masse unsrer Erkenntniß nicht ein Chaos ausmachen soll, darin sich nicht das geringste unterscheidet. Hieraus ist klar, daß nicht nur zum Denken, sondern auch zum Empfinden vieles in Einem zusammen muß. Da aber die Materie niemals ein einziges Subjekt wird, sondern allezeit aus vielen Theilen bestehet, so muß das Denken und Empfinden ein einfaches unmaterielles Wesen zur Quelle haben.

Wir wollen uns nunmehr gefaßt machen, die Menge von Fragen anzuhören, die Herr

d'Alembert dem Weltweisen vorlegt, der sich von der Unkörperlichkeit seiner Seele überzeugt zu seyn glaubet. Wir müssen aber folgende Maximen nicht aus den Augen lassen. 1) Ein jeder Liebhaber der Wahrheit sei stolz genug, sich durch kein Ansehen der Person blenden, durch keine Schwierigkeit abschrecken zu lassen, mit eigenen Augen zu sehen. Grosse Männer haben diese Schwierigkeit unauflöslich gefunden? — Vielleicht gelingt es unserer Kleinigkeit sie aufzulösen! — Jahrhunderte hat man hierüber vergeblich philosophiert? — Wer weiß, was morgen geschieht; ein jeder prüfe seine Kräfte, und versuche, wie weit er kommen kann. 2) Der Weltweise sei nie zu eitel, zu rechter Zeit mit der Antwort einzutreten, die unserer Schwachheit so angemessen anständig ist: Dies weis ich nicht. Aus dem Wahne, auf alle Fragen eine Antwort in Bereitschaft zu haben, sind die ungereimtesten Meinungen entsprungen, die der Philosophie zur Unehre gereichen. 3) Weil wir dieses und jenes nicht wissen, folget daraus

noch nicht, daß wir gar nichts wissen. Wenn wir gleich vom Zirkel das Verhältniß des Durchmessers zum Umkreise nicht ganz genau wissen, so sind die Wahrheiten, die in der Geometrie von dem Zirkel gelehrt werden, nichts desto weniger unumstößlich. So wenig wir die Völker kennen, die in den innersten Theilen von Afrika sich aufhalten, so sind uns doch die Volker nicht unbekannt, die hier und da an der Küste wohnen. Und nun mehr zu den Fragen selbst:

„Wenn die Materie, und die denkende Sub„stanz gar nichts gemein haben, woher kömmt „es dann, daß das Zunehmen und Abnehmen „die Veränderung, und überhaupt die Vollkom„menheit, oder die größere und geringere Ge„walt unserer Organen auf unsere Empfindun„gen, Neigung und Begriffe einen so merklichen „Einfluß haben?“

Ich glaube den Leser in den Stand gesetzt zu haben, auf diese Fragen mit einiger Befriedigung zu antworten. Zwischen der Materie, und der denkenden Substanz findet doch wenigstens

folgendes Verhältniß Statt. Jene ist das Objekt, das vorgestellet wird, diese das Subjekt, dem diese Vorstellungen zukommen. Das nämliche Verhältniß ungefähr, wie zwischen Spiegel und Objekt, wenn der Spiegel die Bilder wahrnehmen könnte, die sich hinter ihm abmalen. Die Bilder verhalten sich zu den Objekten, wie die sinnlichen Begriffe in der Seele zu der Materie, die sie veranlasset. Mit diesen sinnlichen Begriffen stehen unsere Kräfte des Verstandes und des Willens in der genauesten Verbindung. Daraus siehet man schon etwas deutlicher, wie die Materie einen sehr starken Einfluß haben könne auf die Kräfte des Geistes, ob sie gleich von disparater Natur sind. Was haben einige Züge und Karaktere auf einem weißen Blatte, oder einige Worte, die mir jemand leise ins Ohr sagt, mit den Leidenschaften meiner Seele gemein? wie können sie meinen Zorn, meine Betrübniß, Schrecken, Wuth, Freude, und welche Leidenschaft man will, erregen? Geschieht dieses nach mechanischen Gesetzen, nach

den Regeln der stoßenden und anziehenden Kräfte, oder muß hier der Materialist selbst höhere philosophische Gesetze zugeben, nach welchen dieser Uebergang geschieht?

„Wie kann man begreifen, daß zwei Sub„stanzen, die schlechterdings verschieden sind, „nicht das geringste gemein haben sollen, und „gleichwohl auf einander einen so starken und „wirklichen Einfluß haben?“

Aufrichtig! das weiß ich nicht. Aber kann der Materialist besser begreifen, wie Materie auf Materie wirken kann? Der Uebergang der Handlung aus dem Wirkenden in das Leidende ist sowohl im Materiellen, als Unmateriellen etwas sehr unbegreifliches. Durch die Aehnlichkeit des Wirkenden mit dem Leidenden wird die Sache nicht deutlicher. Man sieht keinen Grund, warum ähnliche Dinge sich einander leichter etwas mittheilen können, als unähnliche. Wer hat noch zu erklären gewußt, wie eine Kugel die andere in Bewegung setzen kann? Mich dünkt, die Schwierigkeiten, die der Materialist nicht he-

ben kann, darf der Dualist getrost unerörtert lassen.

„Was können wir uns wenigstens nach den „Begriffen, die wir durch die Gewohnheit erlan„get haben, für einen Unterschied vorstellen, „zwischen dem absoluten Nichts und einem Wesen, „das keine Materie ist? Diesem Einwurf zu „begegnen, sagt man zwar, daß die Gedanken, „der Wille weder lang noch breit, noch gefärbt, „und dennoch etwas wären. Dieses ist wahr, „allein die Bewewegnng, die Schwere, u. s. w. „sind weder breit, noch lang, noch gefärbt, und „sind auch etwas, und gehören sogar der Mate„rie zu. Die Schwierigkeit ist nicht, Abände„rungen zu begreifen, die nicht ausgedehnt sind, „sondern sich das Subjekt dieser Abänderung „ohne Ausdehnung zu denken.“

Gut, daß Herr d'Alembert selbst diese Schwierigkeit nur nach den Begriffen, die uns die Gewohnheit beibringt, für erheblich hält. In der That sind wir der sinnlichen Eindrücke so sehr gewohnt, und sie überführen uns auch mit einer

solchen Evidenz von dem Daseyn ihrer Gegenstände, daß wir geneigt sind, uns alles unter einem sinnlichen Bilde vorzustellen; und was ein solches Bild nicht annehmen will, für nichts zu achten. Allein die Wahrheit redet nicht immer die Sprache der Gewohnheit. Herr d'Alembert hat im Vorhergehenden die Materie erklärt durch etwas ausgedehntes, das undurchdringlich ist. Beide, sowohl die Ausdehnung als Undurchdringlichkeit, sind Begriffe, die eigentlich in der Seele ihren Sitz haben. Wir schreiben aber die Ursachen dieser Begriffe einem äußern Objekte zu, und dieses Objekt nennen wir Materie. Das Subjekt hingegen, in welchem diese Begriffe entstehen, nennet man Seele. Mit welchem Rechte können wir verlangen, daß das Subjekt nothwendig die Eigenschaft des Objekts haben müsse? Die Materie ist am Ende (mehr wissen wir in der That nicht davon) ein Wesen, das in der Seele Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit u. s. w. hervorbringen kann, die Seele, sagen wir, ist ein

Wesen

Wesen, daß diese Begriffe mit allen ihren Abänderungen haben kann. Die Gewohnheit, spricht diese Seele, ist nichts, wenn sie nicht Materie ist; das heißt, antwortet die Vernunft, ein Wesen, das Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit hat, ist nichts, wenn es auch nicht Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit erregen kann. Mit welchem Grunde können wir dieses behaupten? Müssen wir nicht erst Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit haben, bevor wir von diesen Modifikazionen, die in uns vorgehen, auf ein Objekt schießen, das ausser uns anzutreffen ist, und das wir Materie nennen? Wie kommen wir also dazu, uns selbst zu einem solchen Objekte zu machen? Herr d'Alembert kann sich wohl Modifikazionen denken, die nicht ausgedehnt sind, und damit ist keine Schwierigkeit; allein wir sollen uns kein Subjekt dieser Modifikazionen denken können, das nicht ausgedehnt sei. Ich wünschte, daß es diesem Weltweisen gefallen hätte, sich zu erklären, was er unter Mo-

difikazion im Gegensatz mit Subjekt eigentlich verstehe. Nach meinen Begriffen sehe ich gar nicht ein, warum er Denken und Wollen für Modifikazionen hält, Ausdehnung und Undurchdringlichkeit aber lieber zu Subjekten machen möchte.

„Warum kann ein Wesen, das denkt, nicht „eben sowohl ein Subjekt seyn, als ein Wesen, „das die Nerve drückt, und widerstehet?

Wir hören sehr oft Klagen, daß wir nicht wissen, was die Seele sei? Ich wünschte, daß man mir zuförderst antwortete, was die Materie sei? Wir sehen und fühlen sie, nicht was sie ist, sondern was sie wirken kann; denn wir sehen und fühlen nicht die Objekte, sondern ihre Eindrücke. Ich frage aber, was die Materie sei, nicht was sie wirke. Am Ende finden wir die Frage ungereimt; denn man begreifet sehr wohl, daß es unmöglich sei, die Dinge anders als durch ihre Wirkungen zu erkennen. Nun auf die Seele! Wir wissen, daß sie wirken kann; denn sie ist ein Wesen, daß empfindet,

denkt, begehret, verabscheuet, u. s. w. Wir haben sogar ein inneres Selbstgefühl, eine anschauende Erkenntniß von derselben; denn wir sind es selbst, die wir empfinden, denken, begehren, und verabscheuen.

Wir dürfen nicht erst, wie bei der Materie, von den Wirkungen auf die Ursachen schließen, um zu erkennen, daß ein ausgedachtes Objekt vorhanden sei, sondern wir fühlen unmittelbar uns selbst, und unsere Wirkungen, und gleichwohl wollen wir noch wissen, was die Seele sei?

„Wenn die Materie von dem Wesen, das „denkt, empfindet, und will, unterschieden ist, „wenn überdem dieses Wesen, das denken, empfin„den und wollen kann, untheilbar ist, wie kömmt „es, daß wir von der einen Seite gleichsam „durch einen unüberwindlichen Naturtrieb un„sere Empfindungen in die verschiedenen Thei„le des Leibes setzen, die ihre Organen sind; und „warum beziehen wir auf der anderen Seite nie„mals unsern Willen auf einen Theil unsers Lei„bes, auch auf den nicht, der wohl der Gegen-

„stand derselben seyn könnte; als z. B. auf die „Füsse den Willen zu gehen, so wie wir die „Wärme und Kälte, die wir in diesen Gliedern „empfinden, in dieselbe setzen.“

Was Herr d'Alembert einen unwiderstehlichen Naturtrieb nennet, scheint sich durch Gewohnheit, Erfahrung und Vergleichung verschiedener Sinne begreiflich machen zu lassen. Warum setzen wir das Gesicht in die Augen? aus keiner Ursache dünkt mich, als weil nur wir die Augen verschließen oder wegwenden dürfen, um nicht zu sehen. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Geruche, Geschmack, und Gehöre. Sobald diese Organen in den Umständen sind, daß die empfindbaren Dinge nicht in sie wirken können, so höret auch die Empfindung auf. Daher die Empfindung auf die Gliedmassen. Warum setzen wir, fragt Herr d'Alembert, Wärme und Kälte, die wir in den Füßen emfinden, wirklich in diese Glieder; und den Willen zu gehen, den wir mit den Füßen ausüben, nicht? Ich frage warum können wir sogar in einem Gliede zu em-

pfinden glauben, das wir nicht mehr haben? Die Aerzte bezeugen, daß jemand, dem der Fuß abgenommen worden, noch eine Zeitlang bei jeder Veränderung des Wetters in einem Zehen dieses Fußes hat Schmerzen zu empfinden geglaubt. Gesetzt also, wir machten den ganzen Körper zum Sitz der Empfindung: wie können wir in einem Gliede empfinden, das von unserm Körper abgesondert ist, das nicht mehr zu uns gehört? — Die Wahrheit scheint zu seyn, daß Sitz der Empfindung und Ursach der Empfindung nicht einerlei ist. Wir empfinden nicht da, wo wir die Ursach dieser Empfindung hinzusetzen gewohnt sind. Wir setzen die sichtbaren Dinge außer uns, ohne sie daselbst zu empfinden. Auf eine ähnliche Weise setzen wir die Ursache des Schmerzes in die Füße, obgleich der Sitz der Empfindung daselbst nicht ist. Der Nerv, der dahin gehet, oder vielmehr der Ursprung dieses Nervs im Gehirne muß wohl der eigentliche Sitz der Empfindung seyn. Erfahrungsschlüsse und Gewohnheit, die bei dem Menschen zum Naturtriebe werden kön-

nen, veranlassen uns die Ursache der Empfindung auf verschiedene Theile unsers Leibes zu beziehen, und zuweilen in die Extremitäten derselben zu setzen; und die Täuschung der Sinne macht es möglich, daß wir sie in eine Extremität setzen können, die von uns getrennet worden ist, so lange bis der Erfahrungssatz, daß wir diese Extremität nicht mehr besitzen, sich dem Gemüthe genug eingeprägt, und die Täuschung zernichtet hat.

Es ist eine ausgemachte Sache, eine unläugbare Wahrheit, daß wir ohne lange Erfahrung, und wiederholtes Vergleichen des Gesichts mit dem Gefühl, die Gegenstände des Gesichts weder außer uns, noch in gehörigen Abstand von einander setzen würden. Alle Gegenstände würden aus gefärbten Flächen, und die ganze sichtbare Natur, wie jenem Blinden, der sein Gesicht plötzlich wieder erhielt, unmittelbar auf dem Auge zu liegen scheinen; oder vielmehr sie werden einen verwirrten Eindruck machen, in wel-

chem die Gegenstände wie in einem Chaos zwar liegen, aber nicht unterschieden werden können. Durch Hülfe und Verbindung des Gefühls mit dem Gesichte, und durch Vergleichung der verschiedenen Gesichtspunkte lernen wir Körper und Flächen unterscheiden, die Entfernung wahrnehmen, den Abstand sichtbarer Dinge sowohl von einander als von unserm Körper erkennen; und dadurch erlangen wir den deutlichen Anblick der Natur, in welchem wir alles durch einen Blick zu unterscheiden glauben. Die verwickeltsten Erfahrungsurtheile können uns durch öftere Wiederholung so zur Gewohnheit werden, daß wir sie zuletzt für unmittelbare Empfindungen, oder Aeußerungen eines eingepflanzten Naturtriebs halten. Durch eben so verwickelte Erfahrungsurtheile lernen wir den übrigen Empfindungen ihre Stelle im Körper anzuweisen, und wo nicht den Sitz, wenigstens die Ursache der Empfindungen in diese Stelle zu setzen. Wir setzen Wärme und Kälte in den Fuß, z. B. wenn durch Annäherung oder Berührung eines war-

men oder kalten Körpers ähnliche Empfindungen entstanden. Wir setzen den Schmerz in den Finger, wenn wir etwa eine Veränderung an demselben sehen oder fühlen können: wenn durch äußere Wirkung in demselben sehr oft ähnliche Schmerzen erzeugt worden sind: wenn der Schmerz durch die Berührung des Fingers vermehrt oder vermindert wird: wenn die willkührliche Bewegung des Fingers schmerzhaft ist: oder vielmehr wir setzen den Schmerz in den Finger durch ein Erfahrungsurtheil, das aus allen diesen besondern Wahrnehmungen zusammengesetzt ist, und eine Art von Naturtrieb ausmacht. An und für sich ist die Empfindung des Schmerzens mit keinem Bewußtseyn einer bestimmten Stelle verbunden, und ohne Hülfe und Verbindungen mit andern Sinnen würden wir dem Schmerz eben so wenig als dem Willen einen gewissen Ort im Körper anweisen. Daher es schwer ist anzuzeigen, wo wir Schmerzen fühlen, wenn der Ort weder gesehen noch betastet werden kann. In diesem Falle begnügen

wir uns, dem Schmerzen eine bestimmte Stelle anzuweisen, im Kopfe, in der Brust, im Unterleibe, weil hier die Erfahrung nicht weiter reichet.

Am Ende wirft Herr d' Alembert noch diese Frage auf, die uns zwar weniger angehet, aber doch allhier mitgenommen werden kann.

„Wenn die Seele verschieden ist von dem „Körper, spricht er, wenn sie ein einfaches We„sen ist, wie sollen wir die Ungleichheit der Geister „begreifen? Eben so, als wenn man sagen woll„te: Zwei mathematische Punkte wären sich un„gleich. Die natürliche Gleichheit scheinet dahero „eine unläugbare Folge von der Verschiedenheit „der beiden Substanzen zu seyn.“

Diese Frage, sage ich, gehet uns hier so nahe nicht an; denn da die Meinungen der Weltweisen über die Gleichheit der Geister ohnedem getheilet sind, so könnten wir am Ende denen beipflichten, die für die Gleichheit sind, wenn

wir nur erst überzeugt wären, daß diese Folge mit der Lehre von der Immaterialität nothwendig verbunden sei. Herr d'Alembert nimmt ohne Beweis an, daß es keine andre Ungleichheit gäbe, als die Ungleichheit in der nemlichen Ausdehnung, allein mit welchem Rechte?

In der Geometrie setzen wir alle übrige Eigenschaften der Körper bei Seite, und betrachten diese nur in Absicht auf ihre Ausdehnung im Raume; daher siehet man wohl, wie in der Geometrie sich alle Ungleichheit auf Ausdehnung beziehen muß. Der mathematische Punkt soll endlich die Gränze der Ausdehnung, aber selbst nicht ausgedehnt seyn. Man betrachtet ihn blos als den Ort, wo die Linie sich endet, oder wo sich zwo Linien durchschneiden; daher können wir uns zwischen mathematischen Punkten gar keine Ungleichheit denken. Ist aber die ganze Natur bloß Geometrie? Giebt es nicht außer der Ausdehnung noch einige andre Eigenschaften, worin die Dinge unterschieden seyn können, und

selbst Eigenschaften von einerlei Art können sie nicht von ungleichen Graden seyn?

In der Lehre von der Bewegung werden dem mathematischen Punkte verschiedene Sollicitationen zur Bewegung zugeschrieben, und dieses ist schon eine Eigenschaft, darinnen sie sich ohne Ausdehnung ungleich seyn können! denn jeder Ansatz zur Bewegung hat seinen bestimmmten Grad der Geschwindigkeit, und dieser kann es in dem einem Punkte größer, in dem andern kleiner seyn.

Je mehr Eigenschaften der Dinge wir zulassen, desto mehr Ungleichheit finden bei demselben Statt. Herr d'Alembert hat im Vorhergehenden selbst bemerkt, daß es keine Schwierigkeiten habe, sich Modifikazionen zu denken, die nicht ausgedehnt sind, als z. B. Schwere, Bewegung, Denken, Wollen u. dgl. Wenn nun diese Modifikazionen verschiedene Grade zulassen, wie z. B. die Schwere ungleiche Geschwindigkeiten, die Ge-

danken ungleiche Klarheit, der Willen ungleiche Heftigkeit, oder überhaupt wie die Kräfte der Dinge von ungleicher Stärke seyn können, so ist ja nicht zu läugnen, daß es, außer der räumlichen Ausdehnung, so viel Ungleichheiten als Eigenschaften der Dinge gebe. Wenn er also dem einfachen Wesen eine Kraft zu empfinden und zu denken zuschreibet, was hindert ihn, dieser Kraft in jedem Individuo einen bestimmten Grad der Lebhaftigkeit, Einheit Stärke, u. s. w. zuzuschreiben, und hieraus die unendliche Verschiedenheit und Ungleichheit der Geister entstehen zu lassen.

In der That, da die Erkenntniß und Begehrungskräfte der Menschen so viele besondere Fähigkeiten und Neigungen erhalten, so hat Herr d'Alembert zweierlei zu beweisen, wenn wir die Nothwendigkeit seiner Folgen einräumen sollen. Er muß beweisen

1) Daß alle einfache Substanzen dieselben Fähigkeiten und Neigungen besitzen, und

2) Daß ihnen diese auch in gleichem Grade zukommen müssen.

Das erste bin ich geneigt zuzugeben, denn es scheinet mir wirklich keine Fähigkeit, keine Neigung irgend einem vernünftigen Wesen ganz versagt zu seyn. Allein alle diese Kräfte und Neigungen können von verschiedener Stärke und Wirksamkeit seyn, und daraus in der Mischung die unendliche Ungleichheit entstehen, die wir unter den Menschen wahrnehmen.

Diesemnach können wir die Seele für eine einfache Substanz halten, und die Frage noch immer unerörtert lassen, ob die Seele der Menschen nicht sich von Natur gleich und blos der Organisazion und der Erziehung ihre Ungleichheit zu verdanken habe? Diese Frage ist im übrigen, wie Herr d'Alembert wohl bemerkt, blos spekulativ; denn einmal ist es ausgemacht, daß unsre Seele von der Beschaffenheit der Organen abhänge, daß die Erziehung, worunter ich das

Klima, die Nahrungsmittel, die Regierungsform, den Umgang, u. s. w. mit begreife, zum Theil vermittelst der sinnlichen Werkzeuge, zum Theil auch unmittelbar einen großen Einfluß auf die Seele haben, und endlich daß es niemals zween Menschen gegeben, die vollkommen gleiche Werkzeuge gehabt, und eine vollkommen gleiche Erziehung genossen hätten. Mithin kann die Entscheidung der Frage von der natürlichen Gleichheit oder Ungleichheit der Geister keinen praktischen Nutzen haben. Beide Fälle gelten uns gleich, wenn wir die Geister nehmen, wie sie die Natur giebt, mit ungleichen Organen verbunden, und jeden in seiner besondern Sphäre von äußerlichen Umständen, die ihn verschiedentlich bestimmen; die Geister mögen sich gleich oder ungleich gesetzt werden, die Menschen können nicht anders als verschieden seyn.

Verlanget man indessen einige Gründe, um diese Frage ohne Rücksicht auf einen praktischen Nutzen zu entscheiden, so scheinet es mir der Har-

monie und der vollkommensten Ordnung gemäß, daß die Geister und Körperwelt sich beständig parallel bleiben, und daher mit ungleichen Werkzeugen auch ungleiche Geister gegen einander vollkommen so verhalten, wie die Organen, die sie beseelen. Die Regeln der Weisheit scheinen diese vollkommene Uebereinstimmung zu fordern, und so lange man die Unmöglichkeit derselben nicht bewiesen hat, kann man sie in den Werken der Natur keck voraussetzen. Man muß, wie ich glaube, die Ungleichheit der Geister entweder für schlechterdings unmöglich halten, oder zugeben, daß der allerweiseste Werkmeister der Natur nicht Gleiches mit Ungleichem verbunden haben wird. Man fragt: „wenn die Seele ei„nes Menschen plötzlich in den Körper eines an„deren Menschen versetzet werden sollte, wie „würden sie sich verhalten? Nach meinen Grundsätzen würde ich antworten: so wie diese Versetzung nicht ohne Wunderwerk geschehen kann, eben so muß ein zweites Wunderwerk geschehen, die Seele mit ihrem neuen Werkzeuge gleichsam

bekannt zu machen, wenn sie in ihrem neuen Zustande empfinden und denken soll. Ich glaube, daß ohne ein Wunderwerk die Seele weder von aller organisirten Materie abgesondert, noch mit andern Organen verbunden seyn könne, als mit welchen ihre Kräfte übereinstimmen, und daß sie mit keinen andern Organen übereinstimmen, als mit denen, die von ihnen wirklich beseelt werden.

Ich sage, die Seele kann weder empfinden, noch denken, wenn sie nicht eine Porzion organisirter Materie zum Werkzeuge der Empfindungen hat; und hierin werden die mehrsten Weltweisen wohl mit mir übereinstimmen. Der Grund davon? — Der eingeschränkte Geist des Menschen kann nicht alle Gegenstände unmittelbar empfinden: wenn er die nächsten Gegenstände unmittelbar wahrnimmt, so wird er die entferntern nur vermittelst der Veränderungen erkennnen, die sie in den nächsten hervorbringen: dieses sind die Eigenschaften, die allen

Gliedmaßen der Sinne, oder vielmehr dem gemeinschaftlichen Werkzeuge derselben zukommen. Es sind Porzionen organisirter Materie, deren Veränderungen die Seele unmittelbar empfindet, und dadurch sie auch andere sinnliche Dinge, aber nur mittelbar wahrnimmt. So empfindet die Seele bei dem schon zunächst nur die Eindrücke auf dem netzförmigen Häutchen, oder gar im Gehirne; aber vermittelst derselben auch andere sichtbare Dinge und andere Eigenschaften. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit den übrigen Sinnen; und wie ist es auch anders möglich, wenn die Seele nicht alles Sinnliche unmittelbar empfinden soll? Diejenige Porzion Materie also, deren Modifikazionen die Seele unmittelbar empfindet, wird ihr Werkzeug genannt; weil sie vermittelst derselben auch von andern Gegenständen unterrichtet wird, die nicht unmittelbar auf sie wirken können. Nur derjenige Geist bedarf keines Werkzeuges, der allenthalben gegenwärtig ist,

das heißt, der alle Theile dieses unermeßlichen Weltalls unmittelbar durchschauet.

Daß aber die Seele nur mit ihren eigenen Organen umzugehen wisse, und in jedem andern Gehirne nicht zu Hause seyn würde, werden einige Weltweisen nicht zugeben, diejenigen nemlich, welche der Seele selbst keine bleibende Eigenschaft zukommen laßen. Nach ihrer Meinung erwirbt die Seele in der Verbindung mit dem Körper nichts, das in ihr fortdauere. Sie behält weder Begriffe, noch Fertigkeit, noch Neigungen: denn alles dieses sind Modifikazionen der Organen, nicht der Seele. Dieser schreiben sie blos das Vermögen zu, in dem gemeinschaftlichen Werkzeuge gleichsam zu lesen. In einem andern Werkzeuge würde sie die Züge, die demselben eingedrückt sind, eben so gut lesen können. Sie würde vollkommen so empfinden und denken, als wenn sie niemals ein anderes Gehirn gekannt hätte, sondern von jeher mit diesem in

Verbindung gewesen wäre. Allein ich denke mir in den Werken des Schöpfers eine weit grössere Harmonie. Ich glaube, was in den Organen der Seele nach den Gesetzen der körperlichen Natur geschieht, gienge zu gleicher Zeit und mit gleichen Schritten auch in der Seele nach ihren eigenen Gesetzen vor; so wie in den Organen Eindrücke des Vergangenen zurückbleiben, so müssen auch in der Seele Begriffe des Vergangenen zurückbleiben. Sind im Gehirne materielle Spuren der erworbenen Fähigkeiten und Neigungen anzutreffen, so muß das Geistige auch in der Seele fortdauern. Da wir nun gesehen, daß in unsern sinnlichen Empfindungen selbst das Vergangene sich einmische, indem viele durch Gewohnheit und Uebung erlangte Erfahrungsurtheile unvermerkt mit einfliessen, und die sinnliche Empfindung modificiren; so ist offenbar, daß auch die Begriffe des Vergangenen in dem Gehirne harmoniren müssen, wenn die Seele das Gegen-

wärtige wahrnehmen soll. Mit einem andern Werkzeuge, als das sich gleichsam mit ihr zugleich gebildet hat, kann sie ohne Wunderwerke niemals in Harmonie kommen; und ohne diese Harmonie können die Verrichtungen der Seele niemals von statten gehen, als wenn man das Haupt eines Thieres auf den Rumpf eines andern Thieres setzen wollte. Ohne Wunderwerk würde weder Nerv auf Nerv, noch Muskel auf Muskel, noch Ader auf Ader passen, und die sich fremden Theile niemals zusammen ein ganzes Thier ausmachen.

Gedichte.

Monologe aus dem Hamlet.

Seyn, oder Nichtseyn! dieses ist die Frage!
Ists edler, im Gemüth des Schicksals Wut
Und giftige Geschoß zu dulden; oder
Sein ganzes Heer von Qualen zu bekämpfen,
Und kämpfend zu vergehn? — Vergehen? —
Schlafen! —
Mehr heißt es nicht! Ein süsser Schlummer ists,
Der uns von tausend Herzensangst befreit,
Die dieses Fleisches Erbtheil sind! wie würdig
Des frommen Wunsches ist vergehen, schlafen!
Doch schlafen? Nicht auch träumen? — Ach!
hier liegt
Der Knoten! Träume, die im Todesschlaf
Uns schrecken, wenn einst dieses Fleisch verwest,

Sind fruchtbar! Diese lehren uns geduldig
Des langen Lebens schweres Joch ertragen.
Wer litte sonst des Glückes Schmach und
Geißel,
Der Stolzen Uebermuth, die Tyranney
Der Mächtigen, die Quaal verschmähter Liebe,
Den Mißbrauch der Gesetze, jedes Schalks
Verspottung der Verdienste, mit Geduld?
Könnt uns ein bloßer Dolch die Ruhe schenken,
Wo ist der Thor der unter dieser Bürde
Des Lebens länger seufzete? — Allein
Die Furcht vor dem, was nach dem Tode folgt,
Das Land, von da kein Reisender zurück
Auf Erden kam, entwaffnen unsern Muth.
Wir leiden lieber hier bewuste Quaal,
Eh wir zu jener Ungewisheit fliehn. —
So macht uns alle das Gewissen feige!
Die Ueberlegung kränkt mit bleicher Farbe
Das Angesicht des feurigsten Entschlusses.
Dies unterbricht die größte Unternehmung
In ihrem Lauf, und jede wichtge That
Erstirbt. — — —

Pope's Gedicht:

Der sterbende Christ an seine Seele.

Hauch Gottes, der du in mir lebest,
Verlaß, verlaß das sterbliche Gebein!
Du fliegest, säumest, hoffest, bebest,
Und fühlst des Todes Seeligkeit und Pein.
  Hör' auf, Natur, zu widerstehen,
  Laß mich ins Leben übergehen!

Horch, Engel lispeln, komm von hinnen,
Wohlan, o Schwester, zögre nicht!
Was raubt mir plötzlich meine Sinnen?
In welche Nacht sinkt mein Gesicht?
Der Puls hört auf, ich athme tief mit Noth;
O, meine Seele, sprich, heist das der Tod?

Die Welt verschwindet tief ins Leere!
Der Himmel öfnet sich, ich höre
Das göttliche Gebot:
Empfangt ihn an der ew'gen Schwelle!
Wo ist nunmehr dein Sieg, o Hölle?
Wo ist dein Stachel, Tod!

Brautlied
auf die Vermählung
der
Prinzessinn von Oranien.

Chor.

Dein ist, Gott der Ehre,
Ruhm, Gewalt und Herrlichkeit!
Dir rauscht der Palmen Pracht
Von des Baches stillen Weiden,
Und von Myrtenreisern,
Wie Majestät von Lieb' umkränzt!

Dir hallt des Tempels Zinne
Von Hosianna wieder!
Und aus festlichen Lauben
Wirbelt Lobgesang
In die Wolken empor! —
Statt Opferrauchs von flammenden Altären.

Eine Stimme.

Unsre Trübsal kehrt der Herr in Reigen,
Unser Trauerkleid in festlich Gewand!
Er wischt von unserm Angesicht die Thränen,
Und Brautgesänge schallen umher!
Die Blum — ihn hat die Weisheit
Gesäuget und der Freiheit
In den Schooß gelegt,
Ihrer Rechte Schild zu seyn —
Jetzt führt die Keuschheit ihn
In der Liebe Blumenfesseln.

Chor.

Singet, ihr Völker, in wechselnden Chören!
Der Du kommst, sei uns gesegnet
Im Namen des Herrn!

Eine Stimme.

Wie Eden da lag,
Den betrachtenden Menschen erwartend,
Wie die Tugend, ihrer Unsterblichkeit sicher,
So sitzt im innren Frauenzimmer
Wilhelminens siegende Schönheit.
Aloe und Myrrhen duftet
Ihr hochzeitliches Gewand:
Gold und köstlich Geschmeide
Strahlet um und um:
In ihrem Herzen Unschuld,
Im Gemüthe Furcht des Herrn,
Und im sanften Auge Liebe.

Chor.

Einzig ist sie ihrer Mutter fromme Taube,
Schön wie der Mond, wie die Sonne auserwählt.

Eine Stimme

Vernimms, o Fürstentochter, merke drauf!
Dir huldigen weit entlegne Zonen:
Der Aufgang zollt Dir seinen Seegen,

Der Niedergang fleht Dich an,
Und die Schwestern Belgiens bringen Dir Geschenke!
Dort, wo die Freiheit thronet
Auf der Völker Handelsschätzen,
Sei fernerhin Dein Vaterland!
Laß die Gespielinnen im Pallast zurück.
Vergiß Dein Volk und Deines Vaters Haus!
Doch wir vergessen Deiner nicht.

Chor.

Unsre Rechte müsse ihren Harfengriff vergessen,
Wenn wir Deiner je vergessen!

Eine Stimme.

Töne freudig, Saitenspiel!
Daß unser Fest kein Unmuth störe!
Strahle heitrer, Licht der Welt!
Daß kein Gewölk den Tag verdunkle,
Da Friedrich fühlt, wie Väter fühlen.
Groß ist der Held am Tage der Feldschlacht,
Größer der König im häuslichen Frieden!
Herr, laß Fried' in seinen Mauren

Glück in seinen Pallästen blühn!
Heldenarbeit war des Weisen Jugend,
Heldenlohn erwartet sein Alter dereinst!

Chor.

Dein ist, Gott, die Ehre,
Ruhm, Gewalt, und Herrlichkeit!
Laß der Staaten Wohlstand blühn,
Die dein duldend Lamm mit Liebe weiden!
Laß in ihrem Schatten Deine Kinder
Den Völkern deine Thaten preisen:
Bis einst auf ewig ihr Heil,
Wie lichter Glanz in Wolken, flammet.

Ode

zum Lobe Gottes.

Nach einem Donnerwetter 1777.

Der Donner, der mit Rasen brüllte,
Und Wald und Flur mit Schrecken füllte,
Rollt nicht mehr durch den Dunstkreis her;
Und auf dem schwermuthsvollen Anger,
Erschreckt die Luft, von Schwefel schwanger,
Mit Blitzen keine Pilger mehr. —

Der Sturmwind schweigt, und rege Weste
Durchsäuseln nun die schwanken Aeste,
Und wandern sanft durch Klee und Rohr;
Der Vögel Chor stimmt neue Lieder,
Entfaltet haucht die Rose wieder,
Und hebt ihr hangend Haupt empor.

Wer war's der so im Sturmwind stürmte?
Und Wolken, gleich Gebürgen, thürmte?
Der ihre Last mit starker Hand
Ums ganze Firmament gezogen?
Wer hat den bunten Regenbogen
Von Pol zu Pole ausgespannt?

Du bist es Gott, mein Fels, mein Retter!
Dein Hauch entzündet Donnerwetter,
Stillt und entkerkert Sturm und Meer!
Du schwingst geflügeltes Verderben,
Machst Welten, so wie Gras ersterben,
Und die Natur ganz freudenleer.

Dein Lächeln schmückt mit Schmelz die Hügel,
Bethaut des Zephyrs Rosenflügel,
Und hüllt in Samt den Schooß des Thals.
Du winkst nur, und die Welt verschwindet
Wie Dunst, in schwüler Luft entzündet,
Wie Funken des geschlagnen Stahls. —

Der Sterne Chor und die Planeten
Sind Spuren, die dein Fuß getreten,
Und Ewigkeit ist dein Gewand. —
Du gossest Welten ohne Gränzen,
Die in azurner Luft kaum glänzen,
Atomen gleich, aus deiner Hand.

Als öde Nacht die Leere füllte,
Und die Natur in Graus verhüllte,
Warst du es, der ihr Zepter brach;
Da hießest du das Jetzt gebähren,
Als ungeheurer Welten Sphären
Dein schaffend Wort ins Daseyn sprach. —

Du blicktest nur, und es geronnen
Die Blicke schnell zu großen Sonnen,
Zu Funken Deines heil'gen Lichts;
Und was des Aethers Gleise tragen,
Den Thierkreis, Angelstern und Wagen,
Hing Deine große Hand an Nichts.

Wie groß, o Gott! sind Deine Werke!
Doch nicht nur groß an Macht und Stärke,
Strahlst Du in jeder Creatur:
Auch Deine Huld und Vatergüte,
Zeigt sich (wie wallt nicht mein Geblüte!)
Im kleinsten Werke der Natur. —

So wie am uferlosen Raume,
Der Glanz von deines Kleides Saume,
Titan, das rege Licht der Welt,
Mit Huld und seegenschwangerm Strahle,
So wohl den niedern Klee im Thale,
Als stolzer Zedern Spitz' erhellt —

So speisest Du mit mildem Blicke
Den Bürger eines Blatts, die Mücke,
Den Sänger, der auf Zweigen hüpft,
Und alles in der Dinge Sphäre,
So wie den Mensch, der Schöpfung Ehre,
Das Glied das Welt verknüpft —

O schwinge dich aus deiner Hülle,
Mein Geist, und steig in heil'ger Stille,
Frei von des Körpers trägem Thon,
Voll Ehrfurcht auf der Dinge Leiter
Von Stuf zu Stuffe zitternd weiter
Zu Gott, und knie' vor seinem Thron. —

Lob Ihn, melodisches Gefieder!
Geschöpfe! fall't aufs Antlitz nieder,
Und lallt im Staub' des Schöpfers Lob!
Ihr Wälder! beugt die stolzen Wipfel!
Neigt Berge tief vor dem die Gipfel,
Der euch so majestätisch hob.

Lob ihn, endloser Wesen Kette!
Auf, Wolken! eifert um die Wette,
Und stimmt ihm heil'ge Hymnen an!
Doch schweigt — Eu'r Daseyn zeigt Ihn grösser,
Und preißt als Herold ihn weit besser,
Als ihn eu'r Stammeln preisen kann. —

Danklied der Judenschaft bei Entbindung der Prinzessinn von Preussen.

Die Gemeine.

Danket dem Herrn mit Freuden! Kommet vor ihn mit Frolocken!
Erkennet, daß Jehovah Gott ist! danket ihm! lobt seinen Nahmen!

Denn Jehovah ist freundlich! Seine Gnade
währet ewig,
Und seine Treue für und für!

Der Vorsänger.

Wie die Sonn' am Firmament,
Wie im andachtvollen Aug' die Thräne,
Wie Salböl auf dem Haupte Aarons,
Das die golddedeckte Stirn herab,
Wie Thau vom Hermon, träufelt:
So glänzet eine Königskrone
Auf dem Haupte des Gerechten.
Jeohova hat von Ewigkeit her
Seine Tage gezählet,
Und jedem eine Perle angehängt:
Gerechtigkeit thront neben ihm,
Und Wahrheit suchet seinen Schatten.

Die Gemeine.

Danket dem Herrn, ihr Völker,
Denn der Herr ist freundlich. Seine Gnade
währet ewig,
Und seine Treue für und für!

Vorsänger.

Auch den Königserben
Hat er eingeweihet,
Des Vaterlandes Vater zu seyn.
„Mein Sohn, den ich mir erwähle,
„Sprach Jehova, als die schöngebild'te Seele
„Seine Schöpferhand verließ:
„Siehst Du jenen Pfad,
„Den zur Unsterblichkeit
„Friedrich, mein ältrer Sohn,
„Zeichnet, und winket?
„Tritt in seine Spuren!
„Sei weise, so wie er!
„Liebe so dein Volk!
„Beschütze so die Unschuld,
„Und weide mein verlornes Schaf,
„Mein Israel, mit dem Stab gelinde!

Gemeine.

Danke dem Herrn, gesegnetes Volk,
Denn der Herr ist freundlich, seine Gnade
währet ewig,
Und seine Treue für und für!

Vorsänger.

Wie unter duftenden Rosen
Eine Knospe Wohlgerüche
In ihrem jungen Busen verschließt;
Wie die Unschuld auf dem Schooß der Jugend,
So lächelt die holde Neugebohrne
Auf dem Schooße der betenden Mutter!
„Der du vom Schmerze mich befreitest,
„Mein Gott, laß mich auch Könige gebähren,
„Würdig auf Friedrichs Thron zu sitzen!
Und dankende Zähren fließen,
Wie Morgenthau auf Veilchen,
Auf die Wangen des lächelnden Kinds.

Gemeinde.

Danket dem Herrn mit Freuden, ihr vom Hause Jakob,
Denn der Herr ist freundlich, seine Gnade währet ewig,
Und seine Treue für und für!

Vorsänger.

Eilet auf der Winde Flügeln,
Sagts dem Heldenstamm der Guelphen,

Verkündiget es an dem Ufer der Ocker:
„Sie ist entbunden! sie ist entbunden!
„Ulrike, die Vielgeliebte!
„Sie hat die Liebe der Könige gezeugt,
„Wie sie!
„Und zeuget, wenn der Lenz
„Die Erde wieder grüßt,
„Der Könige Bewunderung
„Wie Er!

Gemeine.

Danket dem Herrn mit Freuden, kommt vor ihn mit Frolocken!
Denn Jehovah ist freundlich! Lobet seinen Nahmen!
Erkennet, daß Jehovah Gott ist! Seine Gnade währet ewig,
Und seine Treue für und für.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

8 Phil
Mendelsohn

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mendelssohn, Moses, / Müchler, Johann Georg, / Jenisch, Daniel

Moses Mendelssohns kleine philosophische Schriften Mit einer Skizze seines Lebens und Charakters

Berlin 1789

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 2522
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273504-0
VD18 13630814